

dlv



Wolfgang Zöllner

# Der lautlose Holocaust

clv

Christliche  
Literatur-Verbreitung e.V.  
Postfach 1803 · 4800 Bielefeld 1

1. Auflage 1987  
unter dem Titel „2. Mai oder: Walpurgis und die Ungeborenen“  
2. Auflage 1991

© 1987 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung  
Postfach 1803 · 4800 Bielefeld 1  
Umschlag: Dieter Otten, Bergneustadt  
Satz: Typoservice, Bielefeld  
Druck und Verarbeitung: Ebner Ulm

ISBN 3-89397-152-1

*Es war ein Donnerstag, der Morgen des 2. Mai. Über der Stadt lag eine hohe Nervosität. Noch registrierte niemand bewußt die Ursache. Die neuen Augenanreißer an den Litfaßsäulen und Plakatwänden nahmen die Menschen zunächst nur mit halbem Auge wahr.*

*In der Hälfte des Vormittags jedoch brach es durch. In den Frühstückspausen brandeten die Diskussionen auf. Draußen ertönten die ersten Martinshörner, deren Konzert dann den ganzen Tag hindurch nicht mehr abriß. Von diesem Morgen an war nichts mehr so wie vorher.*



Aus den Lautsprechern des Umkleideraums, der Pausenstube und der Garagenhalle sowie auf dem Betriebs-  
hof tönte zwei Minuten vor Dienstbeginn die Stimme des  
Prokuristen: „Hallo, Kollegen! Kommen Sie bitte in zehn  
Minuten alle hinauf ins Sitzungszimmer zu einer Bespre-  
chung!“

Die Männer vor den Kleiderspinden schauten sich an,  
ließen sich aber beim Umstieg in die Arbeitsoveralls nicht  
stören. Einige, die ihr Fahrzeug bereits auf den Hof hin-  
ausgesteuert hatten, schalteten die Motoren wieder ab  
und kletterten vom Führersitz herunter. Im Treppenhaus  
bemerkten die Männer, daß Gustav, Einsatzleiter und Be-  
triebsratsvorsitzender in einer Person, nicht unter ihnen  
war.

Ihn trafen sie im Sitzungssaal am Kopfende des langge-  
zogenen Tischrechtecks neben Prokurist Kralle. Der bat  
die Männer höflich, auf den Stühlen Platz zu nehmen. Als  
die 34köpfige Runde komplett war, ergriff zuerst Gustav  
das Wort: „Kollegen! Heute ist der 25. April, und wir wol-  
len euch darüber informieren, daß wir genau heute in ei-  
ner Woche, also am 2. Mai, einen bestimmten Sonderein-  
satz vorhaben, bei dem keiner von uns fehlen darf. Unser  
Prokurist, Herr Kralle, wird uns alles Nähere jetzt erläu-  
tern.“

Freundlich, sachlich, energisch, wie sie ihn alle kann-  
ten, legte Kralle los: „Meine Herren, am Donnerstag näch-  
ster Woche beginnen wir wesentlich früher als gewohnt,  
nämlich morgens um halb vier.“ In die Männer kam ein  
wenig Bewegung. Mißfallen auf den einen Gesichtern,  
amüsiertes Schmunzeln und Fragen auf den anderen.  
„Gibt es dann auch 'ne Nachtschichtzulage“, wollte einer  
wissen. Ein anderer: „Was ist denn überhaupt los?“ Ein  
dritter: „Wieso ist sieben Uhr nicht mehr früh genug?“

Gustav hob beschwichtigend die Hände. „Mal lang-  
sam, Kameraden! Laßt Herrn Kralle weiter erklären.“ Der  
sprach weiter: „Es geht hier um einen Einzelfall, einen  
Sondereinsatz. Diesmal kleben wir weder Zigaretten  
noch Hautcreme, auch keine Eisenbahnangebote oder  
Rockkonzerte. Diesmal haben wir Gesinnung zu verkauf-  
fen.“ Wieder unterbrach ihn eine Stimme aus der Tisch-  
runde: „Wat denn für 'ne Gesinnung? Doch bloß nich

grün, tiefrot oder braun! Hä?“ Kralle blickte in das wettergegerbte Gesicht des alten Zender, der die meisten Dienstjahre in der Firma auf dem Buckel hatte, und mußte schmunzeln: „Sie können beruhigt sein. Der Auftraggeber, der absolut geheim bleiben will, kommt aus einem sehr konservativen Lager.“

„Warum müssen wir denn zu so nachtschlafender Zeit ran?“ Die Frage löste Heiterkeit aus, weil sie ausgerechnet von Hugo kam, der öfter fünf bis zehn Minuten zu spät zum Dienst erschien, mit dieser Unart aber geduldet wurde, weil er sonst ein ausgezeichnete Mitarbeiter war, schnell, zuverlässig, überaus präzise, einer der besten Plakatkleber, die man bei der STAREK – Stadtreklame GmbH & Co. KG – je gesehen hatte.

Der Prokurist verzog keine Miene und antwortete: „Ich weiß das selber nicht genau. Offenbar geht es hier um einen bestimmten psychologischen Schlageffekt. Sie sollen, meine Herren, sämtliche Plakatwände und Litfaßsäulen unserer Stadt zwischen halb vier und halb acht mit den Plakaten bekleben, die Sie erst an dem Donnerstagmorgen in die Hand bekommen.“

Die Männer fingen an, untereinander zu murmeln. Der eine hielt das alles für „nen besonderen Krimi“. Ein anderer: „Na ja, ist doch mal was Neues . . .“ Kralles Stimme übertönte das Gespräch: „Sie dürften Ihre Firma gut genug kennen, um zu wissen, daß wir uns auf nichts Zweifelhafte einlassen. Die Verantwortung für die gesamte Aktion trägt sowieso die Geschäftsleitung. Und dann, kommt noch eine für Sie interessante Besonderheit hinzu. Der Auftraggeber hat das komplette Projekt im voraus bezahlt und für jeden von Ihnen eine Prämie von 500 Mark draufgelegt!“

Sprachlosigkeit für einige Augenblicke. Dann ein Schnaufen, ein Raunen, das ungläubige Lachen einer Stimme. „Wer nicht dabei ist, bringt sich um die Prämie“, schnitt Kralle alle weiteren Fragen ab. Und Betriebsratsvorsitzender Gustav Geroldsheim schloß sich an: „Kollegen! Die Sache ist in Ordnung. Wir sollten alle mitziehen.“

Noch einmal meldete sich der Prokurist: „Die Sache hat

noch eine prekäre Seite, wie mir gesagt wurde. Mit ziemlicher Sicherheit werden wir in den Tagen nach dem 2. Mai eine hohe Schadensquote bekommen. Die Plakate sollen ein ganz bestimmtes, gezieltes Ärgernis erregen und werden an vielen Stellen herabgerissen werden. Deshalb haben wir nach dem zweiten Mai mindestens eine Woche lang nur mit dem Nachkleben zu tun. Genügend Plakate sind geliefert worden – ungefähr viermal so viele, wie wir Flächen anzubieten haben.“

„Und wenn wütende Leute auf uns losgehen und uns was aufs Maul schlagen wollen, was dann?“ Die Frage von Hans Hansen, dem bedächtigen Ostfriesen und Vater dreier Kinder, löste gespanntes Schweigen aus. Alle schauten fragend zu Kralle. Der hatte auch darauf eine Antwort parat: „Wenn sich Aggression bemerkbar machen sollte, ziehen Sie zum Nachkleben in Vierer- oder Fünfergruppen los. Notfalls fordern wir sogar Polizeischutz an.“

Pino, der drahtige Italiener, schnarrte dazwischen: „Ich glaube, Arbeit jetzt wird spannend!“ Gustav Geroldshaim: „Und noch dieses, Kollegen! Erzählt von der ganzen Angelegenheit möglichst niemand etwas. Uns wurde gesagt, daß es hier um einen ganz besonderen Überraschungseffekt geht. Deshalb dürfte vorher nichts in die Presse oder auch nur ins Stadtgespräch gelangen.“

Wieder eine kurze Pause, in der die Männer von anfänglichem Raunen schnell ins Diskutieren kamen. Dann verschaffte sich der Prokurist noch einmal Ruhe und fragte: „Also, meine Herren, geht die Sache klar? Kann ich auf Sie rechnen?“ Die Antwort kam vom alten Jupp Zender: „Is doch keine Frage, wenn Sie de Verantwortung übernehmen un für uns dabei fünfhundert rausspringen!“

Vereinzelt Kopfnicken, kein Wort des Protestes. Polternd erhoben sich die Männer von ihren Stühlen und begaben sich nach draußen. Wenige Minuten später schwärmte die Flotte der Kleinlastwagen und Bullis in die Stadt hinaus.

Als das letzte Einsatzfahrzeug den Betriebshof verlassen hatte, wandte sich der Prokurist an den Betriebsratsvorsitzenden und sagte: „Den harten Vierstundenschub

am nächsten Donnerstag schaffen wir nur mit größter Mühe. Wahrscheinlich werden wir beide, Sie und ich, mitmachen müssen.“

Dann ging er mit ihm durch die Garagenhalle, an deren hinterstem Ende Kralle stehen blieb, einen Schlüssel aus der Hosentasche zog und eine Tür aufschloß. Gustav Geroldsheim wußte, daß sich dahinter ein etwas verkommen, nur selten benutzter Lagerraum befand. Zum Aufbewahren von Plakatmaterial waren vorwiegend die trockenen, sauberen Räume im Hauptgebäude der Firma unterhalb der Büroetage da.

Jetzt schritten Geroldsheim und Prokurist Konrad Kralle in den halbdunklen Abstellraum hinein. Der Prokurist griff nach einem Lichtschalter, und dann standen sie vor drei großen Holzpaletten, auf denen großflächige Pakete lagen, deren Ausmaße nur auf einen Inhalt schließen ließ: Plakate.

„Vorletzte Nacht“, so Kralle, „rollte der Transport an. Der Chef war mutterseelenallein hier und bediente, wie er mir erzählte, eigenhändig den Gabelstapler, um die Paletten vom Lastwagen zu heben und hier abzuladen. Gestern nachmittag hat er mir dann alles genau erklärt, bevor er sich in seinen Wagen setzte und mit Frau und Fräulein Tochter in den Urlaub abrauschte. Und bis jetzt weiß keiner, wohin.“

Die beiden Männer nahmen die Verpackungen näher unter die Lupe und stellten fest, daß es weder einen Versandaufkleber noch sonst einen Hinweis auf die Herkunft der Lieferung gab. Bei näherem Hinschauen entdeckten sie, daß zwischen den großen Paketen an einer senkrechten Seitenwand irgendetwas aufgeklebt war. Mit vereinten Kräften stemmten sie das Paket so weit von dem anderen weg, bis sie das Papier in der Größe eines halben Schreibmaschinenblattes erkennen und die Aufschrift lesen konnten: „Das Wort Gottes ist lebendig und wirksam und schärfer als jedes zweischneidige Schwert und durchdringend bis zur Scheidung von Seele und Geist, sowohl der Gelenke als auch des Markes, und ein Richter der Gedanken und Gesinnungen des Herzens; und kein Geschöpf ist vor ihm unsichtbar, sondern alles bloß und aufgedeckt vor den Augen dessen, mit dem wir es zu tun

haben.“ Dahinter stand, kleiner gedruckt: „Die Bibel: Hebräer-Brief 4, 12 und 13.“

Geroldsheim las den Text halblaut vor. Dann schauten beide sich an. „Von daher also weht der geheimnisvolle Wind“, sagte er. Prokürist Kralle meinte mit nachdenklichem Gesicht: „Scheint von der ganz frommen Seite zu kommen. Dann kann's ja nichts Schlimmes sein . . .“ Den Betriebsratsvorsitzenden stellte das jedoch nicht zufrieden. „Warum aber dieses verrückte Versteckspiel?“

\*

Punkt sechs Uhr, eine halbe Stunde vor Dienstbeginn, hockte der Kreis im Unterrichtsraum zusammen. Karl-Heinz, Thomas, Gisela, Andrea und Ruth waren fünf der insgesamt 18 Krankenpflegeschüler, die zu der Zeit am Kreiskrankenhaus ausgebildet wurden. Thomas zog eine kleine Bibel aus der Tasche, schlug ziemlich genau in der Mitte auf und las daraus vor: „Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch sitzt, da die Spötter sitzen, sondern hat Lust zum Gesetz des Herrn und redet von seinem Gesetz Tag und Nacht! Der ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht; und was er macht, das gerät wohl.“

Dann falteten sie die Hände, senkten die Köpfe und sprachen in eigenen, freien Worten schlichte Gebete. Das hielten sie seit Beginn ihrer Ausbildung vor zehn Monaten so. Die Krankenhausleitung hatte gegen die allmorgendliche Zusammenkunft des fünfköpfigen Gebetskreises nichts einzuwenden gehabt.

Heute, es war Freitag, der 26. April, machte Ruth den Anfang. Sie dankte Gott für den Schlaf in der Nacht und die Bewahrung auf dem Weg vom Elternhaus zur Arbeitsstelle und bat um gutes Gelingen im Dienst. Thomas schloß sich an. Andrea und Karl-Heinz folgten. Dann machte Gisela den Abschluß. Ihre Körperhaltung verriet innere Spannung.

Nach dem letzten „Amen“ schauten alle Gisela an. „Du bist die erste von uns, die in die Gynäkologie kommt“,

sagte Karl-Heinz, „wir denken heute an dich.“ Dann sprangen sie auf. Es war halb sieben. Sie rückten die Stühle wieder zurecht und stürmten hinaus zu ihren Abteilungen.

Gisela wanderte in den Westflügel hinüber und schob sich durch die Doppeltür zur gynäkologischen Abteilung. In einem langen Flur standen sechs Rollbetten. Auf jedem lag eine Frau, keine davon über dreißig. Zwei unter ihnen erschienen Gisela mehr wie junge Mädchen.

Aus einer Tür trat eine Krankenschwester. Sie ging auf Gisela zu. „Sie sind die Neue, die uns für heute morgen angekündigt wurde? Kommen Sie, es kann sofort losgehen.“ Die OP-Schwester öffnete die Schiebetür, aus dem Kreißaal fiel grelles Licht in den Flur. Gisela faßte mit an und das erste Rollbett wurde hineingeschoben.

Während die Schwester die Tür wieder zuschob, sagte sie beiläufig: „Wieder volles Programm heute.“ Gisela wollte wissen: „Um was für Krankheitsbilder geht es? Die Frauen sind doch alle noch ziemlich jung?“ Die OP-Schwester lachte kurz und hart: „Haben alle dasselbe . . .“

Ein junger Narkosearzt kam mit seinen Geräten herbei und nahm sich schweigend der Patientin an. Gisela fiel auf, daß in einem Nebenraum das Rauschen eines Wasserkranes abgestellt wurde. Dann erschien dort in der Tür ein Arzt. Er schaute die Schwesternschülerin an und sagte höflich: „Angelus.“ Er reichte ihr aber keine Hand, weil er sich gerade die Gummihandschuhe überstreifte.

„Aha“, dachte Gisela, „der Mensch hinter der weißen Maske ist hier der Chefarzt und mein neuer Lehrmeister Dr. Gunther Angelus.“ Die OP-Schwester war schnell nach nebenan gegangen, wusch sich die Hände und kam ebenfalls mit Gummihandschuhen wieder herein.

Als Dr. Angelus die bereits narkotisierte Patientin auf dem Tisch liegen sah und seine Augen aufmerksam die deutliche Wölbung des Unterleibs musterten, brummte er: „Das sollen weniger als zwölf Wochen sein?“ Die Schwester schaute ihn an: „Der übliche Grenzfall. Wie wollen wir das Gegenteil beweisen?“

Der Arzt zerbiß ein Wort zwischen den Zähnen, das sich wie ein Fluch anhörte, und meinte: „Na, dann wollen wir mal anfangen.“ Gisela hatte plötzlich keine Farbe mehr im Gesicht. Sie hatte begriffen, um was es hier ging, und stand zunächst starr vor Entsetzen. Dann drehte sie sich um, stürzte zur Tür hinaus und durch den langen Flur mit den wartenden Frauen, ohne daß sie in eines der Gesichter hätte blicken können.

Die Schwesternschülerin rannte zum Treppenhaus, stürmte hinauf ins Dachgeschoß, stieß die Tür zum Umkleideraum auf und ließ sich auf einen Stuhl in der Ecke fallen. Hier erst brachen die Tränen aus ihr heraus. Sie fischte nach einem Taschentuch, putzte sich die Nase, knöpfte ihren Kittel auf und wechselte ihn gegen ihr Ausgehkostüm aus.

Als sie gerade nach ihrer Handtasche langte und den Spind wieder zuschließen wollte, kam Andrea herein, um schnell die Sandalen mit anderen weißen Schuhen zu vertauschen. „Wo willst du hin“, fragte Andrea und bemerkte dann bei Gisela ein leichtes Schluchzen. Nun hielt sie sie am Arm fest und fragte: „Was ist dir? Hast du Ärger gehabt?“

„Ich halt's hier nicht mehr aus, ich muß mal raus . . .“ Gisela wandte sich zur Tür. „Aber was ist denn passiert“, wollte Andrea wissen. „Nichts ist passiert“, weinte Gisela, „aber da unten in der Gynäkologie passiert nur ein und dasselbe, da wird massenweise abgetrieben!“ Andrea wurde blaß. „Das darf nicht wahr sein!“ Gisela lief auf den Flur hinaus. Andrea rief ihr nach: „Mach bloß keinen Quatsch!“ Gisela rief über die Schulter zurück: „Bleibe nicht lang, komme gleich zurück!“

Draußen schlug sie keinen gezielten Weg ein, sondern irrte in Richtung Stadtmitte. Nach einer kurzen Strecke entdeckte sie einen der städtischen Parks und steuerte eine Ruhebänk an, die von Rasen und von vielen Krokussen umgeben war. Hier setzte sie sich, um ihre Gedanken zu sammeln, sich die Tränen aus dem Gesicht zu wischen und innerlich ruhig zu werden.

Gisela legte ihre Hände ineinander und betete innerlich: „Herr, hilf mir, jetzt nicht das Falsche zu tun!“ Nach

einer Weile war ihr klar, was zu tun sei. Sie ging zur nächsten Bushaltestelle und nahm die Linie zum Ständepplatz. Dort betrat sie das moderne Hochhaus der Kreisverwaltung, studierte den Wegweiser, fuhr mit dem Aufzug in den 13. Stock hinauf und klopfte an die Tür zum Vorzimmer des Landrats.

Sie stellte sich bei der Sekretärin vor und bat, den Herrn Landrat sprechen zu dürfen. „Waren Sie irgendwie angemeldet?“ Die Vorzimmerdame war sehr freundlich. „Nein“, antwortete Gisela, „aber ich habe was Dringendes auf dem Herzen, für das der Herr Landrat zuständig ist. Es geht ums Kreiskrankenhaus.“

Die Sekretärin schaute auf die Lämpchen ihres Telefons, bei denen gerade einmal keines aufleuchtete. Dann sagte sie: „Mal sehen, was möglich ist. Ich glaube, Sie könnten heute morgen Glück haben.“ Sie ging auf das Büro des Landrats zu, klopfte und öffnete eine Doppeltür, hinter der sie verschwand. Knapp eine Minute später kam sie wieder heraus, ließ die Tür offen und forderte Gisela auf, hineinzugehen. Hinter dem Schreibtisch erhob sich ein mittelgroßer, glattrasierter Mann mit hellen Augen, leicht gewelltem Haar und freundlicher Miene. Er schien kaum älter als 45 Jahre zu sein und begrüßte die Besucherin mit kräftigem Händedruck. „Was kann ich für Sie tun?“

Das ging alles ein wenig plötzlich, empfand Gisela. Sie ordnete einen Augenblick lang ihre Gedanken und sagte dann: „Herr Landrat, ich komme gerade aus dem Kreiskrankenhaus, wo ich als Schwesternschülerin arbeite und heute morgen weggelaufen bin.“

Der Landrat bot ihr einen ledergepolsterten Platz an, setzte sich selbst und fragte ohne besondere Regung: „Was ist denn passiert, daß Sie weggelaufen sind?“

Gisela holte tief Luft und antwortete: „Heute morgen begann ich neu in der Gynäkologie. Und da passierte nichts anderes, als daß Kinder abgetrieben wurden, eine Frau nach der anderen. Auf dem Flur warteten noch fünf junge Patientinnen, die alle heute vormittag abtreiben lassen!“ Der Landrat hob ein wenig die Augenbrauen: „Und das hat Sie so gestört, daß Sie ausgerissen sind?“

„Das kann ich nicht mit ansehen, ich halte es einfach nicht aus“, sagte Gisela frei heraus. „Sehen Sie, ich bin überzeugte Christin, weil Jesus mein persönlicher Herr ist. Und ich will Krankenschwester werden, um Leben zu erhalten, aber nicht, um Leben zu zerstören!“ Die Hand des Landrats langte nach einem Knopf der Sprechanlage. „Frau Busch!“

Sofort ging die Tür auf und die Sekretärin erschien. „Kommen Sie mal rein und machen Sie die Tür zu. Ich bekomme hier etwas aus der Klinik zu hören und möchte vorerst unseren Krankenhausdezernenten nicht einschalten. Sagen Sie, Frau Busch, Sie haben doch Ihre Augen und Ohren überall. Haben Sie in letzter Zeit etwas über hohe Zahlen von Abtreibungen in unserem Haus gehört?“

Frau Busch nahm unaufgefordert in einem der anderen Ledersessel Platz, schlug ein Bein über das andere, beugte sich ein wenig vor und schaute konzentriert zu Boden. „Dr. Angelus, der Chefarzt der Gynäkologie, ist jetzt etwa ein Vierteljahr bei uns. Ich hörte, daß junge Frauen, die abtreiben wollen, in Scharen zu ihm kommen. Man spricht an unterrichteten Stellen vom ‘Schlangestehen’ bei Dr. Angelus.“

Die Hände des Landrats hatten sich um die Armlehnen seines wuchtigen Sessels gekrampft. Er drehte den Stuhl auf der Achse und schaute durch die Fensterwand auf das Häusermeer der 120 000 Einwohner zählenden Stadt hinab. „Alles, was mir bisher über die Praxis der Schwangerschaftsunterbrechungen im Kreiskrankenhaus bekannt ist, bewegt sich im Rahmen des gesetzlich Zulässigen und des moralisch Verantwortbaren.“

Frau Busch unterbrach ihn leise: „Sie können davon ausgehen, daß sich Dr. Angelus nicht aus dem Rahmen des gesetzlich Zulässigen hinausbegibt.“ Der Landrat drehte seinen Stuhl wieder um. „Da haben Sie recht. Aber das Ausmaß dessen, was uns Fräulein Eichbaum hier schildert und was Sie mir jetzt bestätigt haben, erschreckt mich doch sehr . . .“

Die Sekretärin wußte im selben Augenblick intuitiv, daß dieses Gespräch für sie beendet war, und sprang auf,

innere Anspannung. Plötzlich konnte sie den Tränenfluß nicht mehr anhalten. Sie sah die Szene im Kreißsaal und im Flur erneut vor sich. Ehe sie ein Taschentuch fand, drückte Ruth ihr eines in die Hand. Gisela wischte sich fortlaufend Augen und Nase, wurde ihrer selbst aber nicht Herr, sondern schluchzte leise vor sich hin.

„Wir haben uns in der Mittagspause kurz getroffen, Ruth und Thomas und ich“, sprach Andrea weiter, „und haben für dich gebetet. Und jetzt erzähl mal, wo du gewesen bist und was es weiter gegeben hat.“ Karl-Heinz hob ein wenig die Hand und unterbrach Andrea. „Laß sie jetzt erst mal in Ruhe“, bat er, „sie braucht etwas Zeit.“

Sie geduldeten sich einige Minuten, bis Gisela sich wieder beruhigt hatte. Sie trank schweigend eine halbe Tasse Kaffee aus. Dann begann sie: „Ich bin ins Kreishaus gegangen, zum Landrat.“ Die anderen rissen Mund und Augen auf. „Du bist verrückt“, platzte Andrea heraus, „was hast du denn da gemacht?“ Gisela schaute Andrea ins Gesicht und mußte ein wenig lachen. „Mit dem Landrat geredet hab ich. Was denn sonst? Der hatte gerade Zeit für mich und war ein sehr netter Mensch.“

„Aber was gab's denn mit dem Landrat zu reden“, fragte Thomas, „hast du dem etwa was aus der Gynäkologie und über Abtreibungen erzählt?“ Sprachlos vor Erstaunen hörten die vier zu, wie Gisela ihnen ihre Erlebnisse vom Morgen mitteilte und auch über das Gespräch zwischen dem Landrat und seiner Sekretärin berichtete. Andreas Augen verengten sich. „Und in so einem Haus arbeiten wir mit“, kam es fauchend aus ihr hervor, „da sollte man denen als Christ die Klamotten hinwerfen und in der Öffentlichkeit einen großen Krach schlagen!“

„Das sollte man wirklich überlegen“, hängte sich Karl-Heinz an. „Und genau das darf nicht passieren“, stellte Gisela sachlich fest. „Was darf nicht passieren?“ fragte Thomas. „Daß etwas über die ganze Sache an die Öffentlichkeit kommt“, erklärte Gisela und berichtete über ihr Gespräch mit der Oberin.

Dann meldete sich die stille Ruth zu Wort: „Demonstrieren und Krach schlagen ist ja auch nicht Aufgabe der Christen. Das tun die von der anderen Seite schon genug, die

Emanzen, eben die, die fürs Abtreiben sind. Aber wir müßten beten.“ Andrea fragte: „Für was beten?“ Ruth hob die Schultern. „Nun, vielleicht dafür, daß dem Dr. Angelus bald das Handwerk in unserem Haus gelegt wird.“

\*

Christiane hatte es eilig. Mit hastigen Bewegungen stopfte sie die letzten Sachen in die zwei großen Reisetaschen. Die Mutter war soeben zum Nachmittagseinkauf in die Innenstadt gegangen. Der Vater würde erst in anderthalb Stunden aus dem Büro kommen. Die zwei kleineren Brüder tobten im nahegelegenen Hallenbad herum.

Aber bei Mutter konnte man nie genau wissen, wann sie wieder heimkehrte. Und Christiane wollte alles vermeiden, was ihren ebenso stillen wie plötzlichen Auszug noch hätte in Frage stellen können. Sie war inzwischen 18 und mochte sich von niemand mehr Vorschriften machen lassen. Sie wollte zu Gerd ziehen.

In seiner Bude drüben zwischen Bahndamm und Tiergarten, wo ein buntgemischter Haufen aus Studenten und jungen Arbeitslosen drei noch nicht sehr alte Abbruchhäuser besetzt hatten und von der Stadtverwaltung bisher in Ruhe gelassen wurden, fühlte sie sich längst heimisch. Das war nun schon vier Monate lang Christianes zweites Leben, ihre heimliche Verbindung mit Gerd.

Wären die Eltern darüber im Bilde gewesen, hätte es einen Familienkrach nach dem anderen gegeben. Sie hätten ihre Freundinnen und den Jugendkreisleiter, notfalls auch den Gemeindeprediger gegen sie mobilisiert. Dem allem war Christiane mit der ihrer Ansicht nach cleveren Methode, ihre täglichen Stadtausflüge entweder nach Schulschluß oder vom späten Nachmittag bis in den tieferen Abend hinein mit glaubhaften Anlässen zu begründen, zuvorgekommen.

Die würden alle große Augen machen, die Eltern und Geschwister daheim, der Jugendkreis und die ganze Gemeinde und eine Menge anderer Leute, die die liebe Christiane bisher immer für ein so braves Mädchen gehalten

hatten. Im Gymnasium würde das nicht weiter auffallen. Die Penne wollte sie in jedem Fall bis zum Abitur durchhalten. Und allein in ihrer Klasse gab es acht Mitschülerinnen, die längst zu ihren Freunden gezogen waren.

Mit ihnen gleichzuziehen war es nach Christianes Ansicht längst an der Zeit. Sie wollte ihre Freiheit und Gerd. Und jetzt mußten kurzerhand Nägel mit Köpfen gemacht werden. Sie warf einen letzten Blick in die Runde ihres Zimmers. Nichts vergessen? Die Bibel und das Lösungsbüchlein auf dem Nachttisch wollte sie eigentlich liegenlassen.

Doch im letzten Augenblick entschloß sie sich anders und packte beides oben in die noch nicht geschlossene der beiden Taschen. Dann zog sie den Reißverschluß zu, griff mit jeder Hand eine Tasche und rannte die Treppe hinunter. In der offenen Garage verschnürte sie das Gepäck mit einer Wäscheleine fest auf dem hinteren Lastenaufleger ihres Mofas.

Dann lief sie schnell zurück in die Küche, um den knapp und bestimmt, aber nicht zu lieblos formulierten Abschiedsbrief auf dem Tisch zu hinterlassen. Die wichtigsten Sätze darin waren die beiden letzten: „Bitte, habt Verständnis für mich und laßt mich endlich erwachsen werden! Meine neue Adresse bekommt Ihr von mir in den nächsten Tagen.“

Christiane schwang sich auf das Zweirad, trat den Motor an und rollte los. Sie atmete tief. Das war gutgegangen. Von jetzt ab begann für sie ein völlig neues Leben. Ein Leben, in dem nur noch einer zu bestimmen hatte: Christiane. Sie lenkte ihr Mofa in Richtung Tiergarten.

Die drei Häuser bildeten eine Gruppe jener Mietskasernen, die Anfang der fünfziger Jahre an vielen Stellen errichtet worden waren. Jetzt stand hier irgendwann in nächster Zeit der Bau einer Schnellstraße an. Deshalb waren die Gebäude von ihren Bewohnern bereits verlassen worden, jedes mit drei übereinanderliegenden Wohnungen links und rechts sowie dem Treppenhaus in der Mitte und großen Trockenböden unter dem Dach.

Zufällig war Christiane vor etlichen Wochen dabeigewesen, als zwei Männer vom städtischen Liegenschafts-

amt nachmittags aufgekreuzt und mit den Hausbesetzern in eine Diskussion eingestiegen waren. Vor der Eingangstür des mittleren Hauses hatte das alles stattgefunden. Längst nicht alle waren gekommen, um mitzureden. Aber aus jedem Haus waren einige dabei.

Die beiden Beamten hatten zunächst energisch darauf hingewiesen, daß die Gebäude sich im Besitz der Landschaftsbehörde befänden, zum Abbruch bestimmt seien und niemand berechtigt sei, darin noch zu wohnen. Nach einigen unwirschigen Antworten der jungen Leute jedoch gab es die Erklärung, daß von seiten der Stadt wie auch der Landschaftsbehörde vorläufig auf jegliche gewaltsame Räumungsmaßnahme verzichtet werde.

Wenn jedoch der Zeitpunkt des Abbruchs herannahe, um Platz für den Straßenbau zu machen, werde man etwa vier Wochen zuvor Bescheid geben, und dann müßten die Häuser binnen 14 Tagen geräumt sein. Bis dahin trage jeder seine eigene Verantwortung, und niemand könne gegenüber der Stadt oder der Landschaftsbehörde einen Rechtsanspruch auf Instandhaltung oder Ver- und Entsorgung geltend machen.

Daß somit amtlicherseits eine gewisse Billigung des Wohnzustands vorlag, in dem Gerd und die anderen sich befanden und in den sie sich nun ebenfalls hineinbegeben wollte, beruhigte Christiane ein wenig. Denn jeglicher Zusammenstoß mit der Polizei, auf den manche aus dem bunten Häuflein in den drei Häusern zuweilen ziemlich versessen zu sein schienen, war ihr zuwider – auch um ihrer Eltern und Geschwister willen.

Mit den örtlichen Versorgungsbetrieben hatten sich die Hausbesetzer über elektrischen Strom und Wasser geeinigt, selbst die Müllabfuhr bediente die drei Gebäude weiterhin, und so herrschte ein Minimum an äußerer Ordnung. Geheizt wurde in allen möglichen alten Öfen, die man sich vorwiegend bei den Sperrmüllterminen zusammengesucht hatte.

Einige waren nachts ständig dabei, Holzstücke aller Art und Größe sowohl von sonstigen Hausabbruchstellen der Stadt als auch aus dem nahegelegenen Wald des Tiergartenbereichs zusammenzutragen. Die Kellerräume der

drei Häuser waren durchweg gut gefüllt. Niemand brauchte zu frieren.

Als Christiane ihr Mofa vor der Tür des ersten Hauses abstellte und die Taschen aus der Verschnürung befreite, hatte es ein wenig zu regnen begonnen. Niemand war auf der schmalen Zufahrtstraße zu sehen. Keuchend kam sie mit ihrem Gepäck im dritten Stock an. Sie ging durch den Flur der linken Wohnung. Die Küchentür stand offen. Niemand war zu sehen. Aus einem der Räume fetzte ein wirres Gemisch aus Schlagzeug und Synthesizer sowie eingeflochtenen schrillen Schreien durch die Tür.

Christianes Nase nahm hier frischen Kaffee, dort indische Räucherstäbchen und am Ende des Gangs schlichten Budenmief wahr. Sie klopfte an die hinterste Tür und trat ohne abzuwarten ein. In einem großen Wohnzimmer hockten in der Mitte auf einem Viereck alter Matratzen drei Burschen und zwei Mädchen und rauchten. Um was es sich handelte, konnte Christiane erraten. Sie selbst hatte bis dahin jeden Stoff einschließlich Alkohol entschieden abgelehnt. Ihr genügte Gerd.

Man nahm sie mit einem kurzen Blick wahr und sagte kein Wort. Sie ging zu einer Türöffnung, in der nur ein aus einer alten Sofadecke bestehender Vorhang hing. Dahinter traf sie Gerd in seiner Lieblingshaltung: in sich zusammengesunken auf seiner Matratze bei Kerzenlicht, den Kopfhörer eines Walkmans über den Ohren und die Augen geschlossen. Sein Körper wippte leicht im Rhythmus.

Er spürte die leichte Erschütterung, als Christiane die Taschen auf dem Boden warf, öffnete die Augen und nahm den Kopfhörer ab. Er schaute sie mit einem Lachen in den Augenwinkeln an und sagte kein Wort. Das war es, was sie so an ihm faszinierte. Er kam nie von sich selber auf sie zu. Stets war ihre Aktivität gefordert, sie mußte sich alles bei ihm holen. Sie war allezeit in dem Bewußtsein, Herr der Lage zu sein. Er machte mit. Und Christiane nahm sich, was sie wollte. Dies war der grundlegendste Unterschied zu ihrer Situation daheim.

Viel Gespräch fand zwischen Christiane und Gerd eigentlich nicht statt. Sie tauschten mehr Zärtlichkeiten als Worte aus. Auch das war ein Gegensatz zum Elternhaus,

in dem sie nicht über Mangel an persönlicher Zuwendung zu klagen hatte und sich durchweg wohlfühlte, wo es aber auch täglich Meinungs-austausch und Diskussionen gab, und in Entscheidungsfragen herrschte zwischen Eltern und Kindern, solange sie zurückdenken konnte, eine klare Autoritätsstruktur.

Damit sollte es nun vorbei sein. Keineswegs beabsichtigte sie, die Verbindung zur Familie völlig abzubrechen. Aber sie alle hatten endlich zu akzeptieren, daß sie jetzt erwachsen war und ihr Recht auf ein eigenes Leben und eine eigene Entwicklung durchsetzte. Bei Gerd fühlte sie sich wohl und nirgends eingeengt.

Ein wenig fürchtete sie nur den nächsten Vormittag, an dem sie mit ihm ein ernstes Thema anschneiden mußte. Sie wußte nicht, wie er reagieren würde. Aber bei dem anständigen Charakter, den sie bei ihm bislang festgestellt hatte, konnte eigentlich nichts schief gehen.

Als sie am Morgen wach wurde, bemerkte sie als erstes, daß Gerd nicht mehr neben ihr lag. Sie war allein im Raum. Beim Hinausgehen zur Toilette fiel ihr auf, daß das Wohnzimmer hinter dem Vorhang leer war. Gerd beschäftigte sich in der Küche. „Bringe gleich Frühstück rüber“, sagte er, als sie hereinschaute.

Sie kroch wieder auf das Matratzenlager, griff dann aber zu einer ihrer noch gefüllten Reisetaschen und zog die Bibel mit dem Losungsbüchlein heraus. Sie schlug den Text des Tages auf und prallte ein wenig zurück: „Ein Auge, das den Vater verspottet, und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bach aushacken und die jungen Adler fressen.“ So lautete die Losung aus den Sprüchen Salomos. Darauf folgte der Lehrtext aus dem Epheserbrief: „Ehre Vater und Mutter, das ist das erste Gebot, das eine Verheißung hat: auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest auf Erden.“

Christiane klappte das Losungsbüchlein zu. Den Lieders mochte sie nicht mehr lesen. Bevor sie zu weiterem Nachdenken kam, hörte sie Gerds Schritte vom Wohnzimmer her. Als er mit einem kleinen Tablett in den Händen durch den Vorhang trat, stopfte sie gerade ihre Literatur wieder in die Reisetasche.

Er hatte jedem zwei Marmeladenbrote und ein Spiegelei gemacht. Bei der zweiten Tasse Kaffee faßte sie sich ein Herz und sagte: „Gerd, ich muß dir was Wichtiges mitteilen.“ Der hob kurz den Blick: „Hm?“

„Ich war vorgestern beim Arzt. Du wirst Vater . . .“ Aus seinem Gesicht wich die Farbe. Er starrte sie mit weit aufgerissenen Augen an. Seine Lippen bewegten sich tonlos. Dann stieß er hervor: „Du bist wohl wahnsinnig!“

Christiane nahm ihm die Initiative aus der Hand und sprach weiter: „Das muß uns vor ungefähr acht Wochen passiert sein, du weißt ja, nach unserer einwöchigen Pause, nach dem . . .“

„. . . nach dem Überfall auf dich im verschneiten Tiergarten nachts um elf!“

Jetzt hatte er ihr das Wort abgeschnitten, und sie brachte keins mehr hervor. Das war die schlimmste Erinnerung ihres bisherigen Lebens. Sie hatte das alles nur daheim vertuschen können, weil sie von freitags nachmittags bis sonntags abends unterwegs gewesen war – angeblich mit Jungen und Mädchen einer Christengemeinde aus dem Rheinland in einer Jugendherberge an der Mosel. In Wirklichkeit war sie bei Gerd gewesen.

An jenem Samstag hatte sie spät abends noch Lust bekommen, allein einen Spaziergang durch den Tiergartenwald zu machen. Dort war sie von einer männlichen Gestalt aus ihren Träumereien gerissen, zu Boden geworfen, geschlagen, gewürgt und vergewaltigt worden. Das alles hatte sich in nassem Schnee abgespielt. Der Mann war anschließend im Laufschrift in Richtung Stadt verschwunden.

Christiane war schluchzend und völlig durchnäßt bei Gerd angekommen. Einige Mädchen aus der Wohngemeinschaft nahmen sich ihrer an, hüllten sie in schmutzige Wolldecken und brachten ihre Kleidung wieder in Ordnung.

Spuren im Schnee zu suchen oder die Verfolgung des Täters aufzunehmen, kam für niemand in Frage. Das hätte zwangsläufig zu einer Kooperation mit der Polizei geführt. Aber so etwas war in diesen Kreisen schlicht

undenkbar. Gerd und drei weitere Kameraden, einer davon aus dem Nachbarhaus, hatten zunächst versucht, aus Christiane eine halbwegs brauchbare Täterbeschreibung herauszubekommen. „Wir werden den Typ womöglich in der Stadt auftreiben“, hofften sie, „und dann kann er was erleben!“ Aber die Dunkelheit und die Schockwirkung machten es Christiane unmöglich, entsprechende Einzelheiten zu nennen. Dabei blieb es.

Nach diesem grausigen Vorfall dauerte es keinen vollen Tag, bis sich Christiane mit mehr Hingabe als je zuvor in Gerds Arme warf. Als sie sonntags abends spät in wiederhergerichteter Kleidung heimkehrte, zog sie sich, Müdigkeit vorschützend, schnell in ihr Zimmer zurück. Die Mutter bemerkte nichts.

„Woher willst du denn wissen, daß ich wirklich der Vater bin?“ Gerds Worte trafen sie wie ein Peitschenhieb und rissen sie aus ihren Erinnerungen in die Gegenwart zurück.

„Wie bitte?“ Christiane verstand die Welt nicht mehr. „Ist das jetzt zwischen uns ein Diskussionspunkt?“

„Nee, eigentlich nicht“, brachte Gerd in gehetztem Ton hervor, „das Kind kommt weg, einfach weg, so schnell wie möglich! Dann haben wir nichts mehr zu diskutieren.“

Christiane fuhr aus der Haut. „Jetzt muß ich dich mal fragen: Du bist wohl wahnsinnig?“

Gerd riß von einer Stuhllehne seine mit Kunstpelz gefütterte Lederjacke, drehte sich auf dem Absatz und stürmte hinaus. Sie kauerte sich in ihre Matratzenecke und ließ mit leisem Schluchzen ihren Tränen freien Lauf.

Sie wußte nicht, wie lange sie so da gehockt hatte, als ein Mädchen aus der Wohngemeinschaft sie an der Schulter berührte und sagte: „Komm zum Mittagessen, wir haben noch'n Teller Suppe für dich.“ Christiane schüttelte den Kopf. „Danke, ich mag jetzt nichts.“ Irgendwann nach einer Weile hörte sie eilige Schritte von draußen.

Gerd stieß den Vorhang beiseite, warf seine Jacke in eine Ecke und stürzte auf Christiane los. Ohne ein Wort riß

er sie am Arm hoch. Dann spürte sie Schläge an beiden Seiten des Kopfes. Sie riß schützend die Arme hoch. Da trafen die nächsten Schläge sie mitten ins Gesicht. Das alles endete mit einem fürchterlichen Stoß in den Unterleib.

Sie knickte in sich zusammen, lag gekrümmt am Boden und rang unter glühenden Schmerzwellen nach Luft. Aus ihrer Lage heraus konnte sie erkennen, wie es in der Nähe des Türdurchgangs ein Handgemenge gab. In den anderen Räumen mußten sie etwas bemerkt haben. Sie waren herbeigeeilt und hatten sich auf Gerd geworfen. „Hör auf, du blöder Hund“, hörte Christiane eine Stimme aus dem Durcheinander. Dann plötzlich war Ruhe. Gerd schien aufgegeben zu haben.

Sie wunderte sich über sich selber, wie hellwach sie trotz der Schmerzen und der Atemnot alles um sich herum wahrnahm. Dieselbe Männerstimme fuhr fort: „Zeig mal her! Was hast du da in der Tasche? 'n Schnapsschoppen, und den fast leer! Kein Wunder, von Schnaps wurdest du schon immer frech.“ Dann gab es drei oder vier hart klatschende Geräusche blitzschnell hintereinander. Gerd schrie kurz auf, gab danach noch einen gurgelnden Laut von sich.

Zwei Mädchen hockten plötzlich neben Christiane, faßten unter ihre Achselhöhlen und versuchten, die Zusammengeschlagene vorsichtig aufzurichten. Sie stöhnte auf und schüttelte wieder den Kopf. Dann griffen zwei junge Männer mit zu. Sie trugen Christiane, die erneut von Schmerzwellen durchrast wurde, durch den Flur und hinüber in die andere Hälfte des Hauses.

Während sie aus dem Wohnzimmer hinausgeschleppt wurde, nahm Christiane noch wahr, daß Gerd am Fenster mit dem Rücken zu ihr auf einem Stuhl vornüber gebeugt saß und sich offenbar die Hände in den Magen preßte.

In der anderen Wohnung legten sie das Mädchen auf eine vergammelte, aber angenehm weiche Couch. Hier rollte es sich wieder zusammen und legte sich auf die Seite mit dem Gesicht zur Wand. Eine der beiden, die hier zu wohnen schienen, sagte: „Jetzt bleib mal 'ne Weile ganz ruhig liegen. Wenn irgendwas schlimmer wird, sag Bescheid. Dann rufen wir 'nen Arzt.“ Mit großer Kraftan-

strengung hauchte Christiane: „Danke.“

Nach etwa zwei Stunden ließen die Schmerzen nach. Christiane drehte sich auf die andere Seite. Im Licht einer trüben Glühbirne konnte sie erkennen, daß sie gerade allein im Raum war. Auf einem Stuhl und einem Teil des Tisches in der Mitte häuften sich ihre Habseligkeiten, die beiden Taschen standen am Boden. Dankbar registrierte sie, daß die zwei jungen Frauen bereits drüben in Gerds Bude gewesen waren und sämtliche Sachen für sie herübergeholt hatten.

Es dauerte nicht lange, da ging die Tür auf. Die beiden Wohnungsinhaberinnen und zwei junge Männer mit weit über den Rücken hängenden Haaren kamen herein. Der eine ging in eine Ecke, drückte einen Schalter, und eine nackte Neonröhre an der Wand tauchte den Raum in fahles Licht.

Die Männer nahmen auf den Stühlen Platz. Ein Mädchen setzte sich aufs freie Fußende der Couch. Die andere hockte sich auf den durchgeschabten Teppich. „Hör mal, Kleine, das war nicht nett von dem Kerl“, begann der eine Langhaarige das Gespräch. Das Mädchen auf dem Fußboden fuhr fort: „Zu dem wirst du nicht zurück dürfen.“ Ihre Kameradin am Fußende der Couch bekräftigte: „Auf gar keinen Fall!“

Nach kurzem Schweigen nahm der erste das Wort wieder auf. Leise sagte er: „Du bist nicht der erste Fall, mit dem der Gerd sowas gemacht hat. Wir werden den hier rausschaffen müssen . . .“

Christiane richtete sich langsam auf und setzte sich leicht vorgebeugt auf die Couch, wobei sie gegen Übelkeit und Tränen anzukämpfen hatte.

„Die Frage ist jetzt“, las das Mädchen am anderen Ende der Couch Christianes Gedanken, „wie's mit dir weitergehen soll. Hier in unseren Häusern sehen wir deine Sicherheit nicht mehr garantiert. Was hast du vor? Willst du wieder nach Hause?“

Spontan schaute Christiane auf und keuchte: „Nein!“

„Haben wir uns gedacht“, fuhr das Mädchen fort. „Es ist jetzt später Nachmittag. Die drei hier machen erst mal

Abendbrot, und du versuchst, etwas zu essen. Ich geh los und hör mich für dich nach was Gutem um.“ Sie stand auf, warf sich einen Mantel um die Schultern und ging zur Tür. „Bin bald wieder da.“

Nach knapp einer Stunde war vor dem Haus das Geräusch eines Autos zu vernehmen. Dann kam das Mädchen mit einer gut aussehenden, überaus gepflegt gekleideten, selbstbewußten jungen Frau, die zwischen 25 und 30 Jahre alt sein mußte, herein.

Christiane saß mit den anderen am Tisch, rührte aber noch keinen Bissen an. Die Fremde musterte Christiane von oben bis unten mit einer gewissen Anteilnahme im Blick und sagte: „Du siehst noch ziemlich käsig aus. Aber es scheint dich nicht zu schlimm erwischt zu haben. Sonst säßest du nicht hier.“

Das Mädchen, mit dem die Frau gekommen war, erklärte: „Sie hat 'ne prima Bleibe für dich und nimmt dich in ihrem Wagen mit. Kommst du mit?“ Christiane nahm alle Kraft zusammen und sagte leise: „Ich weiß ja noch gar nicht, wohin . . .“

Die Gutgekleidete verzog keine Miene und gab Auskunft: „Wenn du willst, nehmen wir dich ins Frauenhaus auf. Fast alle bei uns sind Frauen, die von ihren oder anderen Männern gewalttätig behandelt wurden. Über Kosten und Dauer deines Aufenthalts reden wir später. Vorerst kannst du zu uns kommen. Wir haben noch Platz für dich. Bei uns bist du auf jeden Fall vor jeglicher Männerbrutalität sicher.“

Christiane schwieg zunächst, weil ihr in dem Augenblick keine Antwort einfiel. Die Vertreterin des Frauenhauses bemerkte das und fuhr fort: „Ich sehe, das kommt jetzt sehr plötzlich auf dich zu. Aber nun schau mich einmal an, und ich bitte dich, zu mir Vertrauen zu haben. Du wirst dich bei uns wohlfühlen, das verspreche ich dir!“

Nach einigen weiteren Sekunden des Schweigens nickte Christiane. Die beiden Mädchen packten ihr die Sachen in die Taschen und nahmen sie dann, da sie noch wankend auf den Beinen war, in die Mitte, indem sie ihre Arme bei ihr einhaken. Die jungen Männer trugen die Reisetaschen. Einer von ihnen sagte: „Gib mir mal den

Schlüssel von deiner Mofakette. Dann bringe ich dir das Ding hinterher.“ Christiane langte in die Hosentasche und gab ihm den Schlüssel.

Vor dem Haus stieg sie unter einiger Mühe und immer noch nachwirkenden Schmerzen in den kleinen französischen Wagen. Bevor die Türen zugeschlagen wurden, sagten die Mädchen: „Mach's gut!“ „Laß mal von dir hören!“ Christiane antwortete: „Vielen Dank für alles . . .“ Dann ging die Fahrt los.

Der Wagen war von besonders weicher Federung und verursachte bei Christiane in jeder schärferen Kurve neue Schmerzen. Es ging mitten durch die Stadt, unter anderem, zu Christianes großem Schreck, an ihrem Elternhaus vorbei. Sie sah, daß die Fenster hell erleuchtet waren. Schon bogen sie um die nächste Ecke.

Die kurze Reise endete am Stadtausgang in einem alten Park. Die neue Freundin hatte ihr Fahrzeug durch ein offenstehendes altes Eisentor gesteuert und hielt vor einer schmucken alten Villa an.

Christiane wurde in ein Zimmer im ersten Stock hinaufgeführt. Die Begleiterin half ihr beim Tragen der Sachen. Sie plazierte das Mädchen auf einem mit Plüsch gepolsterten Stuhl und sagte: „Warte eine Minute, ich hole Bettwäsche für dich, und dann beziehe ich dir dein Nachtlager.“

Als sie draußen war, schaute Christiane sich um. Die Stube hatte durchweg, wenn auch nicht streng eingehalten, eine nostalgisch-alternative Aufmachung. Sie war sich nicht sicher, ob sie den Stil als anheimelnd oder irgendwie abstoßend empfinden mochte.

Auffallend war, daß zwischen der Wohngemeinschaft hinter dem Bahndamm und diesem Haus der Hauptunterschied in der Ordnung bestand. Hier hatte alles seinen festen Platz, seinen Sinn und seine Sauberkeit. Aber irgendetwas, das Christiane beim besten Willen nicht zu definieren wußte, ließ ein angedeutetes Frösteln über ihren Rücken kriechen.

Die junge Frau kam mit blütenweißer Bettwäsche zurück und machte sich an einem der zwei im Raum gegenüberliegenden Betten an die Arbeit. Dabei begann sie zu

fragen: „Jetzt erzähl mir mal kurz, wie du heißt, woher du kommst und wie eine wie du in so eine Wohngemeinschaft dort am Tiergarten geraten ist.“

Christiane berichtete knapp über ihr Verhältnis mit Gerd, ihr Ausbrechen aus dem Elternhaus und fragte zum Schluß schüchtern: „Wie heißen Sie eigentlich und was machen Sie hier?“ Die Betreuerin war mit dem Beziehen des Bettes fertig, setzte sich dem Mädchen gegenüber auf einen anderen Stuhl, nahm eine Zigarette heraus und zündete sie an. „Ich heiße Ellen, bin 28 Jahre alt, von Beruf Sozialarbeiterin, arbeitslos, lebe vom Sozialamt und gehöre hier zum Frauenhaus.“

Nach einigen weiteren Fragen erfuhr Christiane, daß das Frauenhaus eine von der Frauenbewegung geschaffene Einrichtung vor allem für gewalttätig behandelte Frauen jeglichen Alters war.

„Du hast an und für sich ein ziemlich intaktes Elternhaus, und ich bin nicht recht begeistert, daß du von dort ausgerissen bist“, erklärte Ellen ihrem neuen Schützling unverblümt, „aber im Augenblick steckst du in einer Situation, in der wir für dich zuständig sind.“

„Meinen Sie denn, daß ich wieder zu meinen Eltern gehen sollte?“ fragte Christiane ein wenig ängstlich.

„Wenn ja, dann nicht sofort“, antwortete Ellen. „Für die meisten Leidensgenossinnen ist dieses Frauenhaus eine ziemlich kurzfristige Durchgangsstation und keine Dauerbleibe. Zuerst sollte das Problem deiner Schwangerschaft gelöst werden. Du scheinst – wenn ich dich recht verstanden habe, kommst du aus einem stark religiös geprägten Elternhaus – dich noch intensiv darauf einstellen zu müssen, daß du dich von jedem Gedanken an so etwas wie Mutterschaft trennst.“

„Sie meinen, ich soll . . .?“

„Ja, genau das: abtreiben nennt man das im Volksmund“, sagte Ellen mit festem Nachdruck in der Stimme. „Wir haben hier in der Stadt am Kreiskrankenhaus einen Frauenarzt, den Dr. Angelus. Der macht das fachmännisch und einwandfrei. Und nach ein paar Wochen hast du den ganzen Kummer vergessen. Übrigens kannst du

Ellen zu mir sagen. Wir duzen uns hier im Hause alle.“

„Ich glaube nicht, daß ich mein Kind abtreiben werde. Obwohl . . .“ Christiane stockte. Ellen hakte leise nach: „Was denn, obwohl?“ Sie sah in Christianes Mienenspiel, wie sie sich zum Weitersprechen überwinden mußte.

„Da war noch etwas“, begann Christiane, „wovon ich vorhin nichts gesagt habe. Ich bin nämlich vor Wochen im Tiergartenwald vergewaltigt worden. Und ich weiß nun nicht . . .“

„Das ist ja noch schöner! Jetzt weißt du nicht genau die Herkunft des Kindes zu sagen“, stellte Ellen fest, „das ist doch schließlich der wichtigste Grund, die Sache kurz und schmerzlos zu beenden. Wenn du das verweigerst und die Schwangerschaft austrägst, bist du an Dummheit nicht mehr zu überbieten, und du wirst auch auf unsere Hilfe nicht mehr rechnen können.“

„Seid ihr hier denn alle grundsätzlich für Abtreibung?“

„Das kann man so nicht sagen. Du wirst morgen feststellen, daß hier bei uns auch einige Mütter mit ihren Säuglingen leben. Die hatten sich zusammen mit ihren Partnern, teils in ehelicher und teils in freier Gemeinschaft, fürs Kinderzeugen entschieden. Bei uns sind sie jetzt, weil es später dann zu Hause Prügel gegeben hat. Aber wenn eine Frau liebt und ohne Wunsch und Wollen dabei was ansetzt, dann muß sie auf jeden Fall die Freiheit haben, das auch wieder loszuwerden und es nicht ein ganzes Leben lang mit herumschleppen müssen. Ganz besonders dann, wenn die Schwangerschaft auch noch das Produkt einer Gewalttat ist.“

„Was Sie da sagen, ich meine, was du da sagst, ist alles ziemlich logisch“, sagte Christiane, „aber gib mir noch ein wenig Zeit zum Nachdenken. Außerdem hörte ich mal in unserer Jugendstunde, daß der Prediger einmal betonte, der Kummer wäre so schnell nicht vergessen. Abtreibung zöge meistens Depressionen oder andere seelische Störungen nach sich.“

In Ellens Stimme kam ein schriller Ton: „Das ist doch alles Nonsens, religionsbedingtes Vorurteil! Von sowas mußst du frei werden, gründlich frei! Wir helfen dir dabei.“

sind sehr friedlich.“

Wieder hörten sie unwillkürlich auf die alles übertönende Stimme von der anderen Straßenseite: „Der Sohn Gottes ist auf diese Erde gekommen, um sich deiner und meiner Nöte anzunehmen. Erzähl mir bloß nicht, du hättest keine Nöte! Hätte diese Welt und hätten wir alle keine Nöte, dann hätten wir jetzt auch keinen Wahlkampf. Denn dann hätten die Herren Politiker ja nichts mehr zu verkaufen. So aber können sie sich uns immer noch als die großen Retter in der Not anpreisen, damit sie unsere Stimmen kriegen! Dagegen ist ja auch nichts zu sagen. Wichtig aber ist für uns vor allem anderen, daß Jesus Christus unsere Stimme bekommt. Wir müssen uns für ihn entscheiden! Die Bibel sagt: Wieviele ihn aber aufnahmen, denen gab er das Recht, Gottes Kinder zu werden, denen, die an seinen Namen glauben!“

Einige Passanten blieben stehen und hörten dem Prediger in der dunklen Uniform zu. Die meisten aber trieben in der Menge vorbei. Als der Glaubenssoldat seine Rede beendet hatte, stimmten acht hinter ihm stehende Heilsarmisten mit Gitarrenbegleitung ein Lied an: „Möchtest du frei sein von Schuld, ganz frei, wirklich frei, laß Jesus hinein in dein Herz . . .!“

Die beiden Politiker schalteten innerlich um und stellten sich ganz auf die Aufgabe ein, die vor ihnen lag. Am Propagandastand trafen sie ein halbes Dutzend Freunde von der örtlichen Parteibasis, die ihnen kräftig die Hände schüttelten.

Der Abgeordnete schaute auf seine Armbanduhr. „Noch gut zehn Minuten, bis es losgeht“, sagte er und griff sich vom Tisch unter dem Sonnendach einen Stoß Wahlbroschüren, um sie unter die Vorbeigehenden zu verteilen. Kurz darauf fand sich der erste, mit zwei Kameras behängte junge Mann ein. Eine Minute später gesellte sich ein anderer hinzu, der umständlich aus einer großen Tasche seine Kamera und ein Blitzgerät hervorkramte und die Teile zusammenmontierte.

Wilbert Schwenninger fischte sich seinen Abgeordneten aus der Menge, wo er bereits in lebhaftes Diskussionen mit Bürgern verwickelt war, und sagte: „Komm, 's kann losgehen. Die Presse ist da.“

Die heimischen Helfer von der Freiheitlichen schoben einen kleinen freien Kreis vor dem Propagandastand offen. Wilbert Schwenninger griff zu einem Mikrophon. Aus zwei auf dem Broschürentisch aufgestellten Lautsprechern hörte man seine Stimme: „Meine verehrten Damen und Herren! Ich darf heute morgen unseren Abgeordneten, den Ihnen allen bekannten Herrn Dr. Ottokar Bremer, in unserer Mitte begrüßen. Er wird jetzt das Wort an Sie richten.“ Damit übergab er das Mikrophon an den Gast und trat zur Seite.

Bremer gab sich gutgelaunt und ging sogleich aufs Ganze: „Meine Damen und Herren! Der geschätzte Redner drüben von der Heilsarmee hat vorhin ein wahres Wort gesagt. Wir Politiker haben in der Tat etwas zu verkaufen. Unsere Politik ist eine Ware, die Sie als Bürger uns nur dann abkaufen, wenn sie gut ist! Wir von der kleinsten der drei im Parlament vertretenen Parteien haben schon immer unter Beweis gestellt, daß die Richtigkeit politischer Entscheidungen nicht von Wählerzahlen und Volksmassen abhängt, sondern aus der Eigendynamik gesunder Logik geboren wird. Genau dies war von Anfang an und ist bis heute die besondere Stärke unserer Partei, die Ihnen, wenn Sie sie wählen, auch fernerhin in unserem Land eine gegen allen Dirigismus und gegen alle staats- wie auch religionsautoritären Bestrebungen gerichtete freiheitliche Politik garantieren wird! In der Marktwirtschaft wie in der Bildungspolitik, in den sozialen Fragen wie in Ethik und Moral steht für uns obenan immer die freie Entscheidung des Individuums, gegründet auf eine bewährte demokratische Ordnung! Ich danke Ihnen!“

Aus den Reihen der Umherstehenden wurde kurzer Applaus hörbar, der aufgrund der akustischen Verhältnisse sehr dünn wirkte. Wilbert Schwenninger griff noch einmal zum Mikrophon und rief: „Sie alle, meine Damen und Herren, wissen sehr gut, daß zwischen den großen Parteien die eine kleine Partei als ausgleichender Faktor erhalten bleiben muß. Andernfalls macht man in der Hauptstadt zu leicht mit den Bürgern, was man will. Deshalb rufen wir Sie auf: Geben Sie am übernächsten Sonntag dem Abgeordneten Dr. Bremer Ihre Stimme!“

Sie bekamen nicht mit, daß auf der anderen Straßen-

seite eine ältere Heilsarmeeoldatin zu ihrer Truppe sagte: „Wenn die da hinten mit dem Schwadronieren fertig sind, dann wartet noch eine bis zwei Minuten und stimmt ein neues Lied an. Derweil geh ich mal rüber zu denen und werde ein Wörtchen mit ihnen reden. Mit dem Wilbert habe ich sowieso noch ein Hühnchen zu rupfen.“

Herta Angersbach schob sich durch die Menge, beobachtete aus einigen Metern Entfernung den Bezirksvorsitzenden der Freiheitlichen und wartete, bis er gerade eines seiner so überbetont freundlichen Bürgergespräche beendet hatte, um sich mit seinen Prospekten neuen Passanten zuzuwenden.

Plötzlich stand sie vor ihm, gab ihm die Hand und sagte: „Bist ja heute besonders fleißig für die Partei, mein Junge!“

Der strahlte übers ganze Gesicht und antwortete: „Das ist aber eine Freude, daß ich meine frühere Nachbarin hier treffe! Wie nett von Ihnen, Frau Angersbach, daß Sie mal zu uns kommen! Haben Sie drüben mitgesungen?“

„Klar, mein Junge. Aber bild dir bloß nicht ein, daß ich jetzt hier mit meiner Uniform für dich Wahlreklame mache!“

Schwenninger brach in herzhaftes Gelächter aus und suchte mit den Augen in der Menge nach dem Abgeordneten. „Ottokar! Ottokar, komm mal eben her! Ich muß dir eine liebe Bekannte vorstellen!“ Sofort tauchte Dr. Bremer aus der Menge auf und gab der alten Dame artig die Hand.

Sogleich drängten sich auch die von der örtlichen Partebasis hinzu. „Hört mal, ihr beiden! Und ihr anderen auch! Ich hab mit euch ein ernstes Wort zu reden! Ihr werdet, wenn ihr so weitermacht, immer diese kleine Krabbelpartei bleiben, die ums Überleben an der Fünf-Prozent-Hürde zu kämpfen hat!“

Dr. Bremer unterbrach sie freundlich: „Wie sollen wir denn sonst weitermachen?“

„Auf eurer Partei, lieber junger Mann, kann der Segen Gottes nicht ruhen!“ Die Stimme von Herta Angersbach hob sich. „Ihr seid es gewesen, die vor Jahren begannen,

den Paragraphen, der die Abtreibung ungeborenen Lebens verbot, aufzuweichen! Und das alles nur, um Stimmen zu fangen!“

Der Abgeordnete drehte sich abrupt um und verschwand mit seinen Prospekten in der Menschenmenge.

„Siehst du, Wilbert“, fuhr sie fort, „das will er, das wollt ihr alle nicht gern hören!“ Schwenninger machte eine abdämpfende Handbewegung und sagte leise zu der Heilsarmistin: „Aber Frau Angersbach, dieses Thema steht doch im heutigen Wahlkampf überhaupt nicht mehr zur Debatte.“

„Ich weiß, mein Junge, ich weiß! Aber diese üble Sündenlast klebt dir und deiner Partei bis heute an, und sie wird immer größer, weil immer mehr und immer mehr abgetrieben wird!“

Schwenninger wurde die Angelegenheit sichtbar peinlich, denn um ihn und die alte Heilsarmistin hatten sich etliche interessierte Zuhörer angesammelt. „Können wir nicht mal zu einem anderen Gesprächsstoff überwechseln?“ fragte er halblaut und mit bittender Geste.

„Nein, mein Junge! Dieser Gesprächsstoff liegt mir schon lange auf der Seele, weil ich dich kenne und du früher schon als kleiner Bub bei mir in die Junge Schar gekommen bist und dort Gottes Wort gehört hast. Ich habe ein Recht und die Pflicht, dir das zu sagen, was du dir jetzt und hier von mir anhören mußt!“

Schwenninger setzte ein Miene auf, die ausdrückte, daß er sich in das Unvermeidliche fügte. Seine umherstehenden Freunde von der Ortspartei entwickelten ein wenig Aktivität, um mit Blätterverteilen und Gesprächen dafür zu sorgen, daß sich der Zuhörerkreis um ihren Bezirksvorsitzenden und die in Fahrt gekommene Heilsarmeesoldatin nicht noch vergrößerte.

Herta Angersbach ließ kraft ihres Alters, ihres Temperaments und ihrer Autorität dem 36jährigen Politiker keine Chance: „Mich wundert überhaupt, Junge, wie du als Sproß einer streng katholischen Familie bei dieser Partei landen konntest.“ Wilbert Schwenninger lachte auf und antwortete: „Das hing mit meiner pubertären Protestphase zusammen . . .“

Herta lachte mit und machte eine wegwerfende Handbewegung. „Gut, mein Junge, das ist eine Erklärung. Aber eines mußt du mir jetzt auch noch erklären: Was wäre aus dir als jüngstem von vier strammen Burschen geworden, wenn deine Eltern schon damals über ungeborenes Leben und über Abtreibung so gedacht hätten wie du und deine Partei?“

Schwenninger verlor ein wenig Farbe im Gesicht. Er rang nach Luft. „Sagen Sie, liebe Frau Angersbach, muß das sein? Hier und jetzt?“ Sie blieb unerbittlich. „Jawohl! Hier und jetzt! Gib mir auf meine Frage eine klare Antwort!“ Der Politiker hob hilflos die Schultern. „Was soll ich Ihnen darauf antworten?“

Herta Angersbach griff mit ihrer rechten Hand seine linke und hielt ihn fest wie einen kleinen Jungen. „Dann will ich dir die Antwort sagen: Du stündest nicht hier. Du wärest überhaupt nicht auf der Welt. Dich hätten sie erst gar nicht ans Licht gebracht!“

Sie ließ seine Hand wieder los. Er stand vor ihr mit keuchendem Atem. In seinen Augen glänzten Tränen. „Ist es jetzt genug?“ bettelte er. „Kann ich jetzt hier weitermachen? Ich hab doch heute noch was anderes zu tun . . .“

Aus Herta Angersbachs Augen traf ihn ein liebevoller Blick. „Gut, mein Junge. Ich hab's dir jetzt gesagt. Siehst du nicht endlich ein, was für einen fürchterlichen und folgenschweren Denkfehler eure Partei und die vielen anderen, die auf dieser Welle mitschwimmen, begangen haben und immer noch begehen?“

Sie wandte sich ab und strebte wieder ihren Mitstreitern auf der anderen Straßenseite zu. Die hatten unterdessen noch zwei Evangeliumslieder gesungen, und der junge Kapitän schickte sich gerade an, eine neue Kurzansprache zu halten.

„Mitmenschen“, rief er, „vor zwei Minuten hatte ich hier in der Menge ein nettes kleines Gespräch mit dem freundlichen Herrn Abgeordneten, mit Dr. Bremer. Er fragte mich, weshalb und wozu wir von der Heilsarmee eigentlich eine Uniform tragen. Er meinte, man könne seinen Glauben doch auch ohne eine derart pseudo-militärische Aufmachung vertreten. Ich möchte Ihnen allen

schnell mitteilen, was ich dem Herrn Abgeordneten geantwortet habe. Die Uniform hat einen besonderen Grund. Der Gründer der Heilsarmee, General William Booth, hat die Uniform seiner Mitstreiter so gerechtfertigt: Hätte Petrus damals für seinen Herrn eine Uniform getragen, dann hätte er ihn nicht verleugnen können!“

\*

Nils Brend hatte schlecht geschlafen. Entsprechend war seine Laune, als er am Morgen dieses Montags, es war der 29. April, seine Kabriolimusine durch den Berufsverkehr in Richtung Stadtmitte steuerte. Von der Höhe des Waldbergs her öffnete sich ihm, bevor die Straße sich in Kurven ins Tal hinunterwand, der Blick auf die Innenstadt, aus deren Mitte neben den beiden Hochhäusern der Kreisverwaltung und der Landesbehörden auch der neunstöckige Turm der Justiz aufragte.

Die Bürger der Stadt konnten dem grau-braunen Kasten wegen der phantasielosen Architektur keine Sympathie entgegenbringen. Den Beamten und Angestellten war das Gebäude aufgrund seiner hermetisch geschlossenen Fenster und der schlechten Klimaanlage ein Alptraum. Nils war so mit Leib und Seele Staatsanwalt, daß er über die nicht wenigen jungen Damen, deren Zuneigung er genoß, hinaus auch seinen Wirkungsort zuweilen mit einer Liebeserklärung bedachte. „Mein steiler Zahn“ nannte er das Hochhaus.

An diesem Morgen jedoch war ihm alles andere als nach Liebeserklärungen zumute. Vor ihm lag am Vormittag ein Plädoyer in einem jener Prozesse von der widerlichsten Art. Nach neuntägiger Beweisaufnahme mit 26 Zeugen und vier Gutachtern hatte er die Bestrafung einer 23jährigen zu fordern, die ihr heimlich geborenes Baby in eine Plastiktüte gewickelt und in einer Mülltonne deponiert hatte, wo es tot aufgefunden worden war.

Was dem passionierten Junggesellen jedoch viel schwerer im Magen lag, war Regula. Die meisten Frauenbekanntschaften, manche von ihnen konnten vom Alter her die Töchter des stattlichen 48jährigen sein, dauerten für Nils durchweg nicht länger als zwei oder drei Wochen.

Bei der 39jährigen Regula Zimmerli, die aus der Schweiz stammte und als Schulkind mit ihren Eltern nach Deutschland gekommen war, sah für ihn alles ganz anders aus. An ihr hielt er nunmehr, das hatte es in seinem Leben bis dahin nicht gegeben, bereits 15 Monate fest. Oder hielt sie ihn fest?

Nein. Das kam nicht in Frage. Niemals! Das hatte es noch nicht gegeben, daß eine Frau einen Nils Brend festgehalten hatte. Und das würde es auch niemals geben.

Einige hatten es versucht. Vor allem jene Gerichtsreporterin vom örtlichen Heimatblatt, die es jedoch nicht nur mit ihm trieb, sondern gleichzeitig mit allen möglichen anderen Männern. Als sie, nachdem er sich in der Staatsanwaltschaft fortlaufend verleugnen ließ, zu hartnäckig immer wieder im Vorzimmer nach ihm fragte, hatte er mit seiner eigenen brachialpsychologischen Methode der Affäre ein Ende gemacht. Durch die geschlossene Bürotür hatte sie seine dröhnende Stimme vernommen: „Schafft mir endlich dieses Weib vom Hals!“

Das alles lief bei Regula nicht. Zum einen wußte er bei ihr definitiv, daß er allein in ihrem Leben stand. Zum anderen fesselten ihn ihre Persönlichkeitsstärke und Ausstrahlung in einem Maß, das er sich nicht eingestehen wollte. Dazu war die hervorragend aussehende Brünette von einem Intelligenz- und Bildungsstand, der ihm ebenbürtig, zuweilen sogar überlegen war.

Und gestern war ihr nichts besseres eingefallen, als ihn vom fernen Kassel her, wo sie am Wochenende ihre Eltern besuchte, per Telefon aus dem Sonntagmorgenschlummer mit der Mitteilung zu werfen: „Ich bekomme ein Kind von dir!“

Das durfte seinetwegen jedem passieren – nur ihm nicht! Ihm verschlug selten etwas die Sprache. Aber da hatte er erst einmal für etliche Sekunden geschwiegen. Sie schien blendender Stimmung zu sein und hatte mit ihrer Art von lustigem Spott nachgestoßen: „Hallo, Mickey! Ist was?“

In diesem Augenblick war er sich wirklich wie jene Comicfigur vorgekommen, mit der ihn alle Freunde und Bekannten per Spitzname identifizierten.

„Hör mal“, hatte er schlaftrunken zurückgebrummt, „reg mich nicht am heiligen Sonntagmorgen auf.“ Sie lachte: „Seit wann ist denn einem abgebrühten Juristen wie dir etwas heilig?“ Beinahe hätte ihn ihre in seinen Augen unverständliche Fröhlichkeit angesteckt. Doch er schluckte seinen Ärger herunter. „Laß uns morgen mal darüber reden. Das Problem werden wir schon lösen.“

Dann hatte sie ihm den größten Schock verpaßt: „Mit Sicherheit nicht so, wie du dir das denkst!“

Er kannte sie inzwischen zu gut, daß er wußte, wie schwer, ja fast unmöglich es war, sie von einem Entschluß abzubringen, wenn sie ihn gefaßt hatte und mit ganzem Nachdruck vertrat.

Mickey Brend graute nicht vor den zu leistenden Unterhaltszahlungen. Dafür reichte seine Besoldung allemal aus. Was er fürchtete, waren einerseits die über ihn kursierenden spitzen Kommentare in den Bekanntenkreisen: „Jetzt hat es den alten Playboy erwischt . . .!“

Andererseits war er sich seiner bis dahin so vielgepriesenen, eisern beschworenen „Freiherrnschaft“ plötzlich nicht mehr ganz sicher.

Während er mit seinem Wagen durch die Unterstadt rollte, bemerkte er aus den Augenwinkeln, daß übers Wochenende die alte Eisenbahnschranke durch eine neue mit Blinkanlage ersetzt worden war. Dann fielen ihm am Rande die Plakatkleber von der STAREK auf, die dabei waren, die Litfaßsäulen und Plakatwände mit neutralem Chamois zu belegen und damit eine neue Werbeaktion vorzubereiten. Plötzlich sah er dicht vor seinem Wagen die Bremslichter des vor ihm fahrenden Autos und trat voll in die Bremsen. Das war noch einmal gutgegangen! „Auch ein Staatsanwalt steht in der Gefahr, ein Montagsfahrer zu sein“, sagte er sich.

In seinem Büro im 8. Stock nahm er sich sofort die Akten des Prozesses vor. Um zehn Uhr sollte er mit seinem Plädoyer beginnen.

Nach einer knappen Viertelstunde ging das Telefon. Gereizt hob er den Hörer ab. „Ja, bitte?“ Vom anderen Ende kam die wohlbekannte Stimme: „Hier Städtisches Tief-

Stimme zu einem sonoren Dröhnen anschwellen: „Was die Angeklagte mit ihrem eigenen Kind gemacht hat, kann ich nur als Mord bezeichnen. Als Kriterium zu dieser Tatbewertung fehlt vielleicht der Versuch, mit der Tat eine andere Straftat zu verdecken. Aber die anderen Kriterien sehe ich klar erfüllt: Sie beging die Tat brutal und mit kühl überlegtem Vorsatz! Sie beging diese abscheuliche Tat mit heimtückischen, verwerflichen Mitteln! Sie beging diese Tat aus niedrigen Beweggründen heraus!“

Wieder erfaßte eine Welle der Unruhe die Zuhörer, diesmal wurden die Unmutsbekundungen lauter. „Aufhängen!“ übertönte eine Männerstimme die Menge.

Richter Dorus Bangert warf einen energischen Blick durch den Saal und sagte: „Ich erbitte sofort absolute Ruhe! Andernfalls muß ich den Saal räumen lassen.“

Der Ankläger bemerkte mit einem sekundenlangen Blick zu den Zuschauern, daß mitten in der aufgeregten Menge seine Freundin mit gesenktem Blick saß. Ihre Haltung und der angestrengte Gesichtsausdruck deuteten an, daß sie sich auf ihrem Schoß heimlich Notizen machte. „Hoffentlich merkt Bangert nichts“, dachte Nils Brend, „sonst bekommt sie einen öffentlichen Rüffel.“

Dann sprach er weiter: „Strafmildernd wäre höchstens zu berücksichtigen, daß die Angeklagte erstens von einem überaus schwierigen sozialen Hintergrund geprägt ist und zweitens eine deutliche Erschwernis in ihrer Lebenssituation zu befürchten hatte, wenn sie die Rolle der Mutterschaft angenommen hätte. Hingegen kann ich das vom Herrn Verteidiger hier bereits in die Verhandlung eingeflochtene Argument nicht akzeptieren, eine ihre Leibesfrucht vor der Geburt abtreibende Frau werde nur in den allerseltensten Fällen bestraft, und wenn ja, dann nur geringfügig. Unsere Gesetzgebung macht einen klaren Unterschied zwischen geborenem und ungeborenem Leben. Die Angeklagte hielt einen Menschen in den Händen, der ihren eigenen Angaben zufolge bereits atmete und auch erste zarte Babyschreie von sich gab. Dieses Kind auf diese Weise umgebracht zu haben, bedeutet Mord. Mir persönlich ist es ein Rätsel, wie ein Mensch sein Leben mit einer solchen Schuld aushalten kann. In Anbetracht des Ergebnisses der Beweisaufnahme beantrage ich für die

Angeklagte nicht die lebenslange Freiheitsstrafe, die das Gesetz bei Mord vorsieht. Zu dieser Forderung habe ich im Verlauf dieses Verfahrens eine Zeitlang geneigt. Jetzt beantrage ich eine Freiheitsstrafe von zwölf Jahren!“

Der Vorsitzende Richter unterbrach die Sitzung für eine Viertelstunde, bevor das Schwurgericht den Verteidiger plädieren ließ. Als Nils Brend den hinteren Ausgang des Gerichtssaals verließ, wartete dort in der halbdunklen Ecke des Flurs bereits Regula.

Sie ließ ihn nicht zu Wort kommen und fragte: „Weißt du schon, wann das Urteil verkündet werden soll?“ Er antwortete: „Am Donnerstagmittag um zwölf. Das Gericht will den dazwischenliegenden Maifeiertag noch zum Nachdenken nutzen.“

„Ich gehe jetzt wieder in die Stadt“, sagte Regula, „hab noch mehrere Besorgungen zu machen. Morgen früh rufe ich dich an.“ Schon drehte sie ab und machte sich mit forschem Schritt davon. „Gut. Tu das!“ rief er ihr nach.

\*

Quietschende Reifen eines bremsenden Autos ließen Christiane herumfahren. Wenige Meter hinter ihr rutschte der ihr so wohlbekannte Personenwagen in eine gerade noch genügend große Parklücke. Das Mädchen preßte seine Schultasche an sich und blieb wie angewurzelt stehen. Aus dem Wagen stieg ihr Vater.

Er kam auf sie zu, blieb vor ihr stehen, gab ihr in einer etwas fremden Art die Hand. „Ich glaube, ich hab dich erschreckt. Entschuldige bitte.“ Christiane brachte kein Wort heraus. Ob er etwas von der Schwangerschaft wußte?

Frau Amberger, die Religionslehrerin, die sie im Frauenhaus angetroffen hatte und die am Sonntagmittag nach dem Besuch des Gottesdienstes in der Stadtkirche zu ihren Eltern gefahren war, hatte lediglich Nachricht über den Verbleib der weggelaufenen Tochter bringen wollen. Aber vielleicht hatten die Eltern auf anderen Wegen weiter nachgeforscht.

Heute war immerhin bereits Dienstag. Und schon

gestern, zum Wochenbeginn, hatte eine Klassenkameradin während der großen Pause in einer Ecke des Schulhofs Christiane unverblümt angehauen: „Stimmt es, daß du 'n Kind kriegst?“ Sie hatte zunächst mit dem dümmsten Gesicht zurückgefragt: „Wie kommst du denn auf so was?“ Das Mädchen hatte unbeschwert geantwortet: „Spricht sich rum, sowas . . .“

Christiane hatte schnell erkannt, daß zwischen der Wohngemeinschaft hinter dem Bahndamm und den höheren Schulklassen der Penne Verbindungen bestanden und ihr letztes Erlebnis mit Gerd nicht verborgen bleiben konnte. Vaters fürsorgliche Frage nach ihrem Erschrecken jagte ihr nunmehr den nächsten Schrecken ein.

Er blieb erstaunlich freundlich. „Kommst du mit mir, 'ne Pizza essen, bevor du weitergehst?“ Sie wäre am liebsten davongerannt, brachte es aber nicht fertig.

Er legte eine Parkscheibe hinter die Windschutzscheibe, schloß den Wagen ab und marschierte mit ihr los. „Erzähl mir mal, wie geht es dir?“ Sie wunderte sich ein wenig über den neuen Tonfall. Zu Hause wurde sonst energischer mit ihr gesprochen, nicht selten auch ein wenig kommandiert.

„Wie's mir geht, siehst du ja. Aber . . .“ Der Vater schaute sie von der Seite an. „Was heißt hier 'aber'? Staunst wohl, daß ich dir nicht die Leviten lese oder gar den Hintern versohle?“

Die Tochter schwieg, während sie beide um die nächste Straßenecke bogen. In 200 Metern Entfernung war die Pizzeria zu sehen, in der die Familie schon einige Male samstagsabends zusammengesessen hatte. „Nun denn“, fuhr der Vater fort, „deine Eltern sind noch lernfähiger, als du ihnen zutraust.“

„Wieso 'lernfähiger'? Was meinst du damit?“

„Deine Lehrerin, diese Frau Amberger, hat uns nachdrücklich genug eingeschärft, wie erwachsen du nun bist und daß dein Weglaufen nur der Beweis für das Versagen unserer autoritären Erziehung ist . . .“

Den spöttischen Unterton in Vaters Stimme konnte Christiane nicht überhören. „Zumindest war es gut, daß

sie uns mitgeteilt hat, wo du jetzt steckst und daß du zunächst nicht unter die Räuber gefallen bist.“

Jetzt wurde er, das empfand sie mit einem im Hals aufsteigenden Druck, ausgesprochen sarkastisch. „Denn solches soll mit fortgelaufenen Töchtern ja schon vorgekommen sein.“

„Nun hör endlich auf! Ich mag keine Pizza mehr. Laß mich jetzt. Ich gehe . . .“

Der Vater blieb betroffen stehen. Sie waren nur noch wenige Schritte vom Eingang des Speiserestaurants entfernt. „Hab ich jetzt schon wieder alles falsch gemacht? Komm, Kind, ich will ja nicht schimpfen. Laß uns bei 'ner Pizza vernünftig miteinander reden. Und Hunger hast du mittags nach der Schule immer.“

Sie fanden einen gerade frei werdenden Tisch am Fenster zur Straße. „Das waren für uns alle schlimme Tage, von Freitag bis Sonntag, als wir nicht wußten, wo du dich befandest.“

Christiane taute ein wenig auf. „Hat sie, die Frau Amberger, euch tatsächlich etwas über autoritäre Erziehung gesagt?“

„Nein. Ganz so dumm ist sie ja nun nicht“, antwortete der Vater mit einem Anflug von Schmunzeln, „sie hat uns das mit der üblichen Art von Pädagogen-Diplomatie, wie wir es von den Elternabenden her kennen, umschrieben.“

Bei einer Pizza quattro stagioni kam das Gespräch in Gang. Christianes innere Frage, wieviel die Eltern wohl wissen mochten, löste der Vater in seiner üblichen direkten Weise bald auf: „Wir wissen inzwischen, daß du Mutter werden wirst, auch, was der Vater deines Kindes mit dir angestellt hat. Und nun müßten wir, falls du uns das gnädig erlaubst, gemeinsam mit dir überlegen, wie das Beste aus deiner Situation zu machen ist.“

„Was soll man daraus machen? Im Frauenhaus haben sie mir geraten, das Kind abzutreiben.“

Der Vater legte Messer und Gabel zur Seite und schaute Christiane ernst an. „Hat Frau Amberger das auch gesagt?“

schienen zu Besuch zu kommen. Nicht wenige schritten auch zu Fuß durch das alte Eisentor.

Als Christiane zum Abendbrot ging, hörte sie bereits im Treppenhaus ein lebhaftes Stimmengewirr. Das Eßzimmer und das Wohnzimmer, zwischen denen man eine Ziehharmonika-Wand auf die Seite geschoben hatte, waren überfüllt. Auch hier stieß Christiane auf die gleiche Duftmischung, die sie aus der Wohngemeinschaft hinter dem Bahndamm kannte: Zigaretten und indische Räucherstäbchen.

Das schlichte Mahl, es gab Marmeladenbrote und Tee, war in vollem Gang. Christiane mischte sich dazwischen, fand einen freien Platz neben Anke und fragte sie: „Was ist heute los? Gibt's hier ein Fest?“

„Morgen ist der erste Mai, da müßtest du wissen, was heute für ein Tag ist“, erklärte ihr die lang aufgeschossene Blonde und goß ihr Tee ein.

„Tut mir leid“, sagte Christiane, „ich weiß es nicht.“

Anke bekam ein fanatisches Glitzern in die Augen: „Walpurgis ist heute, Walpurgis!“

Christiane verstand immer noch nicht. „Erklär mir mal, was wir hier im Frauenhaus mit alten katholischen Namenstagen zu tun haben“, bat sie.

Von Anke traf sie ein Blick mit einer Spur Verachtung. „Wir werden's gleich zu hören bekommen!“

Christiane spürte plötzlich in sich eine starke Unruhe. Der Grund dafür war ihr nicht klar. Die Unruhe steigerte sich noch, als Ellen, die Sozialarbeiterin, aufstand und mit einem Teelöffel an ihre Tasse klopfte, um sich Gehör zu verschaffen.

Es dauerte eine Weile, bis die nötige Ruhe einkehrte. Christiane fiel auf, daß neben Ellen ihre Religionslehrerin, Frau Amberger, saß, die hier im Haus nur mit ihrem Vornamen Helma angeredet wurde – außer von Christiane.

„Schwestern! Das ist schön! Ihr seid alle gekommen, und ich freue mich!“ Ellens Augen verrieten denselben Fanatismus, den Christiane vor wenigen Minuten noch in

den Augen von Anke gesehen hatte. Auch wirkte die Rednerin ein wenig aufgeputscht.

„Heute ist die Nacht der Frauenbewegung! Laßt uns die geschichtliche Tradition, auf die wir uns gründen, fortsetzen. Wir glauben zwar nicht mehr, wie unsere Ahnen, an Gespenster. Wir klemmen uns auch keinen Besen zwischen die Beine. Und einen Bocksberg haben wir hier auch nicht. Aber wir gehen auf die Straße!“ Händeklatschen und ein schrill wirkendes Jubelgeschrei.

„Und dazu brauchen wir ein wenig von dem Mut der Alten“, fuhr Ellen fort, „ein wenig vom Geist der Alten, vor allem wird man uns im Bild der Alten antreffen. Dazu haben Helma, Lillian und ich für uns alle im Keller die Vorbereitungen getroffen. Dort nehmen wir uns Zeit zum Malen und Einkleiden, bis wir um zehn Uhr losmarschieren. Zeigen wir der Welt, daß die Bewegung des Frauenkampfes, der Hexen, wie sie uns gern nennen, nicht tot ist!“

Die aufkreischenden Stimmen, das Händeklatschen und Schlagen auf die Tischkanten samt dem Klappern der Tassen und Untertassen verursachten einen spürbaren Schmerz in Christianes Ohren.

\*

In derselben Pizzeria, in der am Mittag noch Christiane und ihr Vater gegessen hatten, trafen sich am frühen Abend ein Staatsanwalt und eine städtische Beamtin.

„Nun spann mich nicht so auf die Folter und sag schon, was du heute noch mit mir vorhast“, maulte Nils Brend.

Regula verzichtete auf ihr sonst gern gezeigtes spitzbübisches Lächeln. Und das machte ihn noch unsicherer. „Jetzt stärk dich erst einmal schön“, sagte sie mit einer Mischung aus Befehl und fast mütterlicher Behutsamkeit, „du wirst es sicherlich noch brauchen.“

„Und unser gemeinsames Problem interessiert heute abend wohl überhaupt nicht mehr“, schnitt Nils den Punkt, der ihm quer im Magen lag, tapfer an, „und weil sich Schwierigkeiten zumeist bei einem guten Essen besser lösen lassen, bin ich deiner Einladung gefolgt. Ich

muß unbedingt mit dir über die Schwangerschaft reden! Stattdessen spielst du hier Verstecken mit mir, indem du dich am Telefon in Orakeln ergehst – wie ein Schulkind, das sein lustiges Indianerspiel braucht . . .“

„Ob du's glaubst oder nicht: Mein Indianerspiel hat etwas mit unserem gemeinsamen Problem, wie du es nennst, zu tun! Aber vorher wollen wir über das Thema reden, warum denn nicht? Nur laß dir den Appetit nicht verderben.“

„Habe ich nicht vor“, sagte er mit knurrendem Ton in der Stimme. „Um es mit einem Satz vorwegzunehmen: Sei dir dessen endlich bewußt, daß man in deinem Alter kein Kind mehr bekommt!“

„Wer behauptet das?“

„Das weiß jedes Kind. Das kannst du überall nachlesen. Das sagt dir jeder Facharzt und überhaupt jeder, der etwas von der Materie versteht!“

„So so, ich bin also ein ahnungsloses kleines Dummerchen, das sich mit kindlichem Trotz das Kinderkriegen in den Kopf gesetzt hat . . .“

„Den Eindruck habe ich in der Tat: Das Kind will seine Puppe zum Spielen haben. Sonst nichts!“

„Sonst nichts? Daß es hier um ein Menschenleben geht, welches von dir persönlich mitgezeugt worden ist, hat wohl gar nichts zu bedeuten?“ Regulas Gesicht rötete sich.

Nils nutzte diesen Umstand, um auf ein taktisches Manöver umzuschwenken: „Jetzt wirst du rot. Liegt das am peinlichen Thema, an der scharfen Pizza, oder regst du dich auf?“

„Spar dir deine Tricks und bleib bei der Sache“, fauchte sie ihn leise an, „ich sprach von einem Menschenleben. Am letzten Samstag stand ich am Vormittag gerade in der Fußgängerzone, wo die von der Freiheitlichen Partei ihre Wahlbroschüren verteilten. Da bekam ich mit, wie eine alte Frau von der Heilsarmee sich den Schwenninger vom Arbeitsgericht, der bei den Freiheitlichen eine Geige spielt, vornahm und ihn fragte, was wohl aus ihm als

jüngstem von vier Söhnen katholischer Eltern geworden wäre, wenn eben diese, seine Erzeuger, bereits damals über ungeborenes Leben und über Abtreibung so gedacht hätten wie er und seine Partei.“

„Donnerwetter! Gute Pointe“, entfuhr es Nils, „und nun meinst du, mir auf dieser Ebene begegnen zu können?“

„Auf genau dieser und noch einer anderen“, entgegnete Regula. Sie kramte in ihrer Handtasche und holte einen postkartengroßen Notizblock hervor. „Was die Angeklagte mit ihrem Kind gemacht hat, kann ich nur als Mord bezeichnen“, las sie vor.

Nils unterbrach sie: „Hör auf! Was soll das?“

Regula ließ sich nicht aus dem Konzept bringen: „Du hörst mir jetzt gut zu! Ich lese nur vor, was ich mir gestern morgen aus deinem Plädoyer gegen diese Brollikowski aufgeschrieben habe . . .“

„So kannst du mir nicht kommen“, protestierte er, „da ging es um was völlig anderes!“

„Doch, so komme ich dir! Und ob es sowas völlig anderes war, werden wir ja sehen. Also, ich lese weiter: Als Kriterium zu dieser Tatbewertung fehlt vielleicht der Versuch, mit der Tat eine andere Straftat zu verdecken. Aber die anderen Kriterien sehe ich klar erfüllt. Sie beging diese Tat brutal und mit kühl überlegtem Vorsatz. Sie beging diese abscheuliche Tat mit heimtückischen, verwerflichen Mitteln. Sie beging diese Tat aus niedrigen Beweggründen.“

Nils hatte die Ellenbogen auf die Tischkante gestützt und die Hände vors Gesicht geschlagen. „Ja, ja“, stöhnte er auf, „aufhängen!“

„Glaubst du, ich möchte mit diesen inneren Vorwürfen ein Leben lang herumrennen? Und diese Vorwürfe kommen aus dem Mund des Vaters meines Kindes!“

„Dann will ich auch zitieren, was ich gestern vor der Schwurgerichtskammer gesagt habe“, setzte Nils zum Gegenangriff an. „Das vom Herrn Verteidiger vorgebrachte Argument kann ich nicht akzeptieren, eine ihre Leibes-

frucht vor der Geburt abtreibende Frau werde nur in den allerseltensten Fällen bestraft, und wenn ja, dann nur geringfügig.“

„Jetzt kommst du mir mit der Juristerei und den Paragraphen“, schnitt Regula ihm das Wort ab.

„Vorhin habe ich dir zugehört, jetzt hörst du mir bis zu Ende zu“, fuhr er in unverändert sachlichem Ton fort.

„Unsere Gesetzgebung macht einen klaren Unterschied zwischen geborenem und ungeborenem Leben. Die Angeklagte hielt einen Menschen in den Händen, der bereits atmete und Babyschreie hören ließ. Dieses Kind auf diese Weise umgebracht zu haben . . .“

„. . . bedeutet Mord“, führte Regula den Satz zu Ende und fügte leise hinzu: „Zwölf Jahre! Es ist mir ein Rätsel, wie ein Mensch sein Leben mit einer solchen Schuld aushalten kann!“

„Aber du kannst den gesetzlich festgeschriebenen Unterschied nicht einfach wegdiskutieren“, begehrte Nils auf.

„Was interessiert mich dein im Gesetz festgeschriebener Unterschied? Das Leben, das ich unter meinem Herzen trage, das ist mehr als Paragraphen, die schwarz auf weißem Papier stehen. Dieses Kind läßt sich schon gar nicht hinwegdiskutieren. Es ließe sich höchstens abtreiben. Und das wäre Mord – nicht im Sinne deiner Gesetze, aber im Sinne des Lebens!“

„Nun hör doch endlich auf mit all dem Pathos und dem Idealismus! Denk mal an dich und deinen Beruf“, hielt Nils ihr entgegen. „Wie stellst du dir das in Zukunft vor: Städtische Beamtin, unverheiratet mit Kind?“

„Ist das eine Argumentation, um Leben abzutreiben?“

„Ich wollte keine Gegenfrage hören. Gib mir bitte eine Antwort auf meine Frage!“

Regula hob die Schultern: „Über die Zukunft mache ich mir die wenigsten Sorgen. Als ob sich in unserem durchorganisierten Sozialstaat kein Weg fände! Ich habe früher jahrelang im Sozialdezernat gearbeitet und weiß, daß es für ledige Mütter dutzendweise annehmbare Möglich-

keiten der Versorgung und der Berufsausübung gibt.“

„Aber da gibts doch noch das andere Problem, das ich zu Anfang schon erwähnte“, ließ Nils nicht locker, „du bist für's Kinderkriegen nicht mehr im richtigen Alter! Wahrscheinlich spielst du, wenn du eine Schwangerschaft austrägst und in den Kreißsaal mußt, mit deinem Leben . . .“

„Dieser Unsinn mußte ja noch kommen! Ich habe die Gynäkologin, bei der ich mich untersuchen ließ, gefragt. Sie sagte mir, daß ich kerngesund und stark genug bin.“

„In deinem Fall würde ich mich nicht mit einer einzigen solchen ärztlichen Beurteilung zufrieden geben“, wandte Nils ein. „Such doch lieber einen weiteren, erfahrenen Frauenarzt auf.“

„Halte ich nicht für nötig“, meinte Regula, „jede Geburt, auch das habe ich mit meiner Ärztin besprochen, bringt ein gewisses Risiko für das Leben der Gebärenden mit sich. Wenn man diese Tatsache nur entsprechend formuliert, bekommt man heute überall die 'medizinische Indikation' bescheinigt.“

„Da siehst du es“, versuchte Nils es noch einmal, „beim gegenwärtigen Erkenntnisstand der Humanwissenschaften sieht man die Dinge wesentlich differenzierter als zu früheren Zeiten. Die Ärzte verstehen heute bestimmt mehr von der Materie als noch vor einigen Jahrzehnten.“

„Da hast du ganz recht“, stellte Regula fest, „heute verstehen sie vom Abtreiben mehr.“

„Früher überließ man diesen Bereich kriminellen Elementen“, zog Nils das Gespräch weiter in die Länge. „Die älteste Schwester meiner Mutter, sie war eine gutaussehende und stattliche Person, hatte im Hitlerreich als stramme, linientreue Jugendleiterin ein Verhältnis mit einem Gauleiter, der natürlich verheiratet war. Sie begab sich zu einer 'Engelmacherin', die man später nie herausgefunden hat. Meine Tante fand man an einer einsamen Landstraße tot im Straßengraben. Sie war verblutet.“

„Und du wolltest damit sagen“, hakte Regula nach, „daß mir ein solches Schicksal heute erspart bleibt, weil es ja genügend echte Fachleute gibt, die das Problem

problemlos beseitigen . . .“

„Endlich fängst du an, mich zu verstehen.“

„Nein! Ich denke nicht daran, dich verstehen zu wollen“, brauste Regula jetzt auf. „Du ahnst ja gar nicht, wie ich mich auf dieses Kind, mit dem ich um die Weihnachtszeit rechne, freue! Und diese Freude lasse ich mir von niemand verderben. Auch von dir nicht!“

Nils starrte auf seinen Teller, auf dem die halbe Pizza liegengeblieben und erkaltet war. Für einige Sekunden schwiegen sie beide.

Dann holte Regula noch einmal tief Luft: „Wenn du mich deshalb verlassen würdest, wäre mir das sehr schwer. Aber von meinem Entschluß, unser Kind zu bekommen, könnte mich auch das nicht abbringen.“

Sie stand auf und ging in Richtung Toilette. Als sie zurückkam, drückte sie gerade den Verschluß ihrer Handtasche zu und sagte: „Ich habe schon bezahlt. Und jetzt komm mit. Ich versprach dir, daß du heute noch etwas Interessantes zu sehen bekommst.“

Draußen überlegten sie, mit welchem Auto sie fahren wollten, denn beide waren mit eigenem Fahrzeug zu dem Restaurant gekommen. Regula hatte eine ausgefallene Idee: „Laß uns mit einem Taxi fahren. Die Strecke zurück hierher eignet sich gut für einen Abendspaziergang. Und heute abend haben wir milde Frühlingsluft.“

„Zur Erlenau“, sagte Regula dem Taxifahrer. Der rollte los, während Nils sie von der Seite ansah. „Willst du mit mir zum Klärwerk?“

„Ja, dort habe ich für uns heute abend einen Termin vereinbart. Der Klärmeister wird uns öffnen. Für das Tiefbauamt kein Problem . . .“

„Das ist doch die nagelneue Anlage, die ihr erst vor einigen Wochen eingeweiht habt“, wollte Nils wissen. „Ich meine, ich hätte in der Zeitung gelesen, es sei so ziemlich das Modernste, was es zur Zeit auf diesem Sektor gibt.“

„Stimmt. Und das führen wir dir mal kurz vor.“

Nils begriff nichts mehr. Er sparte sich jeden weiteren

Kommentar. Beide schwiegen, bis das Taxi am unteren Stadtausgang in den Flußwiesen der Erlenau vor dem großen, auf Schienen laufenden Eisentor anhielt.

Diesmal kam Nils mit dem Bezahlen zuvor. Als sie auf das kleine Eisentor für das Personal zugingen, summt bereits das elektrische Türschloß. Sie wurden erwartet.

Im Gebäude empfing sie ein Mann in Arbeitskleidung mit höflichem Gruß und nahm sie beide mit über das Gelände in eine etwa 50 Meter entfernte Halle.

Hier herrschte ein übler Geruch. Der Klärmeister schaltete sämtliche Leuchtstoffröhren ein und begab sich dann auf einen durch Glasscheiben abgetrennten Kontrollstand, während Regula den Staatsanwalt freundschaftlich bei der Hand nahm und mit ihm zu einer 4 Meter breiten Betonrinne ging.

„Was hier angeflossen kommt“, erklärte sie ihm, „ist der zusammengefaßte Dreck aller hundertzwanzigtausend Einwohner unserer Stadt. Sämtliche Kanalisationsrohre münden in den Hauptsammler, eine Betonröhre von über drei Meter Innendurchmesser. Und diese Röhre endet hier im Klärwerk.“

„Ein Glück, daß wir schon gegessen haben“, versuchte Nils einen Witz anzubringen, um dann zu fragen: „Aber, wozu zeigst du mir das jetzt?“

„Der hohe technische Stand dieser Anlage besteht darin“, fuhr Regula in ihren Erläuterungen fort, „daß der Klärmeister drüben im Kontrollstand mit einem Knopfdruck eine Hydraulik in Bewegung setzen kann, mit der vom Boden der Rinne ein Eisengitter senkrecht nach oben gefahren wird, auf dem sich dann aller dicke Dreck befindet. Dieser soll nicht in die Klärbereiche, sondern wird, ebenfalls mit hydraulischer Kraft, seitlich auf ein großes Fließband gekippt und in eine zu diesem Werk gehörende Verbrennungsanlage transportiert.“

Regula schaute zu dem Klärmeister hinüber und nickte mit dem Kopf. Das laute Surren von zwei starken Elektromotoren erfüllte die Halle.

Aus dem Wasser tauchte ein riesengroßes Sieb auf, und das abfließende Wasser rauschte kräftig, während das

Sieb waagrecht vor den beiden Besuchern in der Luft stehen blieb. Darauf lag ein anwiderndes, schmutziges und stinkendes Gewirr undefinierbarer, offenbar faulender Dinge.

„Und jetzt geh mal nah heran und schau genau hin“, tönte Regulas Stimme ungewöhnlich scharf. „Siehst du die vielen abgetriebenen Kinderleichen, die dazwischen liegen?“ Sie zeigte mit der Hand auf verschiedene Punkte. „Da! Und da! Und da vorn auch!“

Nils lief es kalt über den Rücken. Jetzt, da er unmittelbar aufmerksam gemacht wurde, konnte er in dem schlammigen Durcheinander winzige Ärmchen, Beinchen, Köpfe mit geschlossenen Augen und aufgerissenen Mündern und ganze Körperchen erkennen.

„Sowas wird hier täglich zu Dutzenden angeschwemmt“, schrie Regula, „das jeden Tag wachsende Schuldkonto einer ganzen Stadt! Möchtest du, daß unser Kind hier landet?“

Kreidebleich im Gesicht schaute Nils sie an und bemerkte, daß ihr große Tränenbäche aus den Augen liefen.

Sie schaute nur halb über die Schulter zum Kontrollstand und hob eine Hand. Wieder ein Motorengeräusch, und das große Sieb neigte sich von ihnen weg zur gegenüberliegenden Seite hin, bis es über die Senkrechte hinaus war und allen aus den Abwässern gefischten Unrat abwarf. Gleichzeitig setzte sich das anderthalb Meter breite Fließband in Bewegung und ließ den stinkenden Abfall in einem rechteckigen, schwarzen Loch verschwinden.

Nils starrte das Loch an und sagte halblaut, mehr zu sich selbst: „... das reinste Krematorium.“

Er wagte nicht mehr, Regula ins Gesicht zu schauen. Aus den Augenwinkeln sah er, wie sie sich mit einem Taschentuch das Gesicht abputzte. Dann suchten beide mit eiligen Schritten den Ausgang, ohne sich noch um den Klärmeister zu kümmern.

Schweigend wanderten sie den regulierten Flußlauf entlang über den angelegten Uferweg in Richtung Stadtmitte. Nils schaute auf die Armbanduhr. Es war kurz nach halb zehn. Die abendliche Maienluft, die dem Maifeiertag

vorausging, konnte die Stimmung der zwei Menschen nicht aufhellen.

In der Unterstadt, nicht weit weg von der Pizzeria, vor der sie ihre Autos abgestellt hatten, schreckten sie erneut zusammen. Von irgendwoher hörten sie gespenstische, nicht zu erklärende Töne. Metall klapperte, und dazwischen schrille Menschenstimmen.

Wieder schaute Nils auf seine Uhr. Jetzt war es 18 Minuten nach zehn. Plötzlich schwoll die Geräuschkulisse deutlich an.

Um die nächste Straßenecke bogen die ersten Gestalten, denen langsam ein ganzer Zug folgte. Sie bewegten sich auf Nils und Regula zu. Die beiden drückten sich in einen Hauseingang. Langsam, schlurfenden Schrittes kamen sie heran, klopfen mit hölzernen Kochlöffeln auf kleine Topfdeckel und stießen dabei kurze, helle Schreie aus.

Die beiden Zuschauer in der Haustür schienen von den Gestalten nicht bemerkt zu werden. Als sie dicht an Nils und Regula vorbeisritten, konnten die feststellen, daß es sich um rund 60 bis 80 überwiegend junge Mädchen handelte. Alle waren in Jacken und Röcke gekleidet, sie hatten Turnschuhe an den Füßen und Tücher um die Köpfe geschlungen. Und ihre Gesichter waren kalkweiß bemalt, wobei auf den Wangen und Stirnen in schwarzer Farbe Schlangengebilde zu erkennen waren.

Nils gewann, als er das Verhalten der Demonstrantinnen beobachtete, den Eindruck, daß sie allesamt in einem tranceartigen Zustand waren, schnupperte aber in der Luft keine Spur von Alkohol.

Das Bild war nicht das eines geordneten Zuges, sondern glich eher einer dicht zusammengedrängten Traube. Als die letzten Hexengestalten an ihnen vorüber waren, sagte Nils: „Das darf doch nicht wahr sein . . .!“

Dann sahen sie ein normal gekleidetes Mädchen in Jeans und Jacke um dieselbe Ecke biegen und dem Zug in einigem Abstand folgen.

Nils sprang vor und fragte die junge Person: „Entschuldigen Sie, was ist das für eine Demo?“ Das Mädchen

versuchte, wortlos an ihm vorbeizukommen. Doch er ließ sich nicht abschütteln, sondern hielt sie – sich gleichzeitig der Unrechtmäßigkeit seines Handelns bewußt – am Arm fest.

Das Mädchen schien sehr erregt und zitterte, beruhigte sich aber offensichtlich, als auch Regula aus dem Hauseingang auftauchte.

„Ich . . . ich bin noch neu dabei und schaue nur zu“, stotterte das junge Ding.

„Aber was ist das für eine Gruppe“, fragte Regula freundlich, „woher kommen die alle?“

Nils hatte den Arm des Mädchens bereits losgelassen. Es antwortete kurz: „Aus dem Frauenhaus . . .“ Dann lief es den Gestalten nach.

Während Nils und Regula zu ihren Autos gingen, hörten sie immer noch das sich entfernende Schreien und Klappern.

„Weißt du“, sagte Regula unvermittelt, „das mit der allgemeinen Haltung zur Abtreibung ist nicht nur eine Zeiterscheinung. Dahinter steht eine Ideologie. Und . . .“

Nils setzte den Satz fort: „. . . und die Bastion dieser Ideologie ist uns soeben begegnet.“

\*

Der Maifeiertag machte seinem Namen alle Ehre. Angesichts der strahlenden Morgensonne rieben sich die Gewerkschaftsfunktionäre die Hände. Ihre Bemühungen, die Massen zu mobilisieren, würden von sichtbarem Erfolg gekrönt sein.

\*

In der gynäkologischen Abteilung des Kreiskrankenhauses war nahezu nichts von einem Feiertag zu spüren. Chefarzt Dr. Angelus hatte wegen der überwältigenden Nachfrage etwa die gleiche Zahl von „Kundinnen“ – wie er die jungen Schwangeren intern gern bezeichnete – auf den 1. Mai bestellt. Für die Nachricht, daß eine Schwe-

sternschülerin sich aus Protest gegen seine Praxis habe vorläufig in ein anderes Ressort versetzen lassen, hatte er nur ein Achselzucken übrig gehabt.

\*

Unter den Bewohnerinnen des Frauenhauses hatte es eine unruhige Nacht gegeben. Christiane war ziemlich bald nach dem harmlosen, aber doch beunruhigenden Zusammenstoß mit den zwei Fremden in der Dunkelheit des Beobachtens der Hexendemonstration überdrüssig geworden und in Richtung Frauenhaus davongeeilt, um sich ins Bett zu legen.

Eine Stunde später riß der Lärm sie aus dem ersten Schlaf. Bis in die frühen Morgenstunden blieben das Haus und der Park von einer wirbelnden Frauenfête erfüllt.

Jetzt warf die Morgensonne des 1. Mai ihre gleißenden Strahlen durch das Fenster. Lillian lag mit dem Gesicht zur Wand und gab die Atemzüge einer fest, aber unruhig Schlafenden von sich.

Die junge Ausreißerin hingegen hatte nur knapp zwei Stunden im Halbschlaf verbracht und war jetzt wieder hellwach, fühlte sich jedoch ziemlich zerschlagen.

Sie stand leise auf, stieg in die Jeans und einen leichten Rollkragenpullover, ordnete oberflächlich ihr Haar und griff nach ihrer Schultasche, bevor sie auf Zehenspitzen hinausschlich. Vorsichtig öffnete und schloß sie die Haustür, um niemand zu stören. Draußen suchte sie sich im Park jene Ruhebänk, die sie am Tag zuvor hinten unter der mächtigen Rotbuche, die in diesen Tagen noch ihre Frühlingsblätter hervortrieb, entdeckt hatte.

Dort ließ sie sich nieder, atmete tief die frische Morgenluft ein, sah den Sonnenschein durch die Zweige des Baumes fallen und genoß die Stille. Bald suchten ihre Hände in der Schultasche, bis sie unter den vielen Büchern und Heften die kleine Bibel hervorholte und irgendwo in der Mitte aufschlug.

Ihr Blick fiel auf einen fettgedruckten Satz in den Sprüchen Salomos: „Wer seine Sünde leugnet, dem wird's

nicht gelingen; wer sie aber bekennt und läßt, der wird Barmherzigkeit erlangen.“ Darunter war in winziger Schrift eine Parallelstelle angegeben. Diese schlug sie im Neuen Testament im 1. Johannesbrief nach: „Wenn wir unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergibt und uns reinigt von aller Ungechtigkeit.“

Sünde? Was das war, hatte Christiane sowohl daheim als auch im Bibelunterricht beim Prediger der Gemeinde gelernt: Entferntsein und ein fortschreitendes Sichentfernen von Gott . . .

Bei diesem Gedanken wurde ihr klar, daß die Situation, in der sie sich befand, unter der Überschrift „Sünde“ stand.

Durch die hängenden Buchenzweige schaute sie auf eine Grillstelle, deren Kohlen noch von der Nacht her eine dünne Rauchfahne aufsteigen ließen. Hier hatten sie, die Frauenhausschwester und ihre jungen Sympathisantinnen aus der näheren und weiteren Umgebung, in jener seltsam anmutenden, aggressiven Ausgelassenheit „gehext“, wie sie das nannten.

Das war Christiane sehr schnell aufgefallen: Im Frauenhaus gab es des öfteren Alkohol, Tabletten und andere Stoffe. Aber man schien damit einigermaßen mäßig umzugehen. Christiane selbst rührte von alledem nichts an.

Dann hatte sie am vorangegangenen Nachmittag mit ihrer Zimmergenossin ein kurzes Gespräch gehabt und sie gefragt, weshalb sie und Ellen und Frau Amberger und die meisten der Singles hier im Haus solchen Wert auf überbetont blitzsauberes, blendendes Aussehen legten. Darauf hatte Lillian ihr klargemacht, daß es sich bei ihnen um die Gruppierung derer handele, die sich vom männlichen Geschlecht vollends abgewandt hätten und nun untereinander das fänden, wessen sie körperlich bedürften.

Auf Christianes erschrockenen Blick hatte Lillian sofort reagiert und ihr erklärt: „Du bekommst hier auf jede Frage eine ehrliche Antwort, aber niemand hat vor, dich zu belästigen oder auf unsere Seite herüberzuholen. Da kannst du ganz beruhigt sein.“

Die beiden Bibelworte hatten Christiane in der Morgen-

stille tief getroffen. Aber daraufhin die Augen zu schließen und mit Gott ins Gespräch zu kommen, wie das früher für sie eine Selbstverständlichkeit gewesen war, das wollte ihr zu jenem Zeitpunkt und in solcher Umgebung nicht gelingen.

\*

Ellen Schoppmann und Helma Amberger hatten sich gegen Ende der Frauenfête zu Fuß auf den nicht zu langen Weg in die Innenstadt gemacht, um den Rest der Nacht in der Wohnung der Religionslehrerin zu verbringen. Sie hatten den Wecker gestellt, waren dann früh wieder aufgestanden und erschienen, blank und überfein herausgeputzt, unter den Zuhörern bei der Maikundgebung auf dem Paradeplatz vor der Stadthalle.

Während der Regionalvorsitzende der Dienstleistungsgewerkschaft die etwa 5000 Menschen, überwiegend Männer, mit Sätzen, die markig klingen sollten, auf die Prinzipien der Arbeiterbewegung einzuschwören suchte, hielten die beiden Frauen Ausschau nach Gesinnungsgenossinnen, die ebenso wie sie lila Halstücher trugen, wie auch nach sonstigen Bekannten.

Nach der Maifeier, als die Volksmenge sich auflöste, standen sie noch mit neun Frauen und zwei Männern, es handelte sich um evangelische Pfarrer, zusammen. Nach kurzem Plausch steuerten sie gemeinsam das Stadthallencafé an, wo sie draußen unter den Sonnenschirmen drei Tische zusammenrückten und eine Runde bildeten.

Eine unter den Frauen trug eine angegraute Pagenfrisur, auf dem Körper flachshelles Linnen und an den Füßen lederne Sandalen. Sie beteiligte sich kaum am Gespräch und wirkte völlig nach innen gekehrt.

Am anderen Ende der Tischreihe flüsterte Pfarrer Johannes Grenzmann der Religionslehrerin ins Ohr: „Sag mal, Helma, wer ist die seltsame Person da drüben?“

Helma antwortete unauffällig: „Leiterin des Steiner-Altenheims und Priesterin der hiesigen Anthroposophengemeinde.“

Der Theologe verzog keine Miene und schaute in eine

„Wo liegt denn da der Unterschied“, fragte die Schülerin, „ich meine den Unterschied zwischen der einen und der anderen Art von Unterscheidung?“

„Ganz einfach“, sagte Frau Amberger, „früher belegte man alles mit einem moralischen Urteil. Heute haben wir uns von diesen überkommenen Vorstellungen freigemacht und folgen der Logik unseres Verstandes.“

„Ist unser Verstand denn immer so logisch?“

Wieder mußte die Lehrerin ein wenig lachen. „Deine Frage zeigt, wie selbstkritisch du denken kannst. Das finde ich sehr gut an dir“, sagte sie. „Aber schau einmal: Deine Eltern haben, aus ihrer Sicht unbedingt gut gemeint, dir stets eingepfht, daß Geschlechtsleben vor der Ehe Sünde sei. Deine Liebe zu einem jungen Mann und damit auch dein Körper haben dir etwas ganz anderes gesagt. In der Schule oder sonst irgendwo hast du dann einmal mitbekommen, daß die Menschen, die die Bedürfnisse ihrer Natur zu hart unterdrücken, sich Verklemmungen und Neurosen einhandeln. Und dann bist du nicht den Vorurteilen deiner lieben Eltern gefolgt, sondern deiner eigenen Vernunft . . .!“

„'ne Neurose hab ich mir nicht eingehandelt“, sagte Christiane bitter, „dafür aber 'n Kind und Schläge . . .“

„Nun übertreib das mal nicht mit der Selbstkritik“, antwortete die Religionslehrerin und klopfte dem Mädchen zart auf die Schulter. „Von einem Kind kann keine Rede sein, sondern nur von einer Schwangerschaft. Die Schläge und den Mann vergißt du. Die Schwangerschaft beseitigst du. Wir helfen dir bei beidem. Dann gehst du erst mal wieder in dein Elternhaus und bist ein ganz normales junges Mädchen wie alle anderen deines Alters auch.“

„Meinen Sie, das wird so gehen – einfach so?“

„Jawohl“, entgegnete die Lehrerin im Brustton der Überzeugung, „so einfach wird das gehen!“

„Sie sagen das so selbstbewußt. Haben Sie selber denn sowas schon durchgestanden?“

„Ich gehe davon aus, daß du es streng für dich behältst“, antwortete Frau Amberger und blickte Christiane

geradeheraus in die Augen. „Auch ich hatte Geschmack an Männern und mußte zweimal dafür sorgen, daß nichts meine persönlichen und beruflichen Wege durchkreuzte und ich Herr meiner eigenen Zukunft blieb. Auf genau das kommt es an. Und deshalb solltest auch du es lernen!“

„Und heute haben Sie keinen Geschmack mehr an Männern?“ fragte Christiane mit ausdruckslosem Gesicht.

Die Lehrerin warf ihr einen blitzschnellen, leichtes Erschrecken verratenden Blick zu und sagte: „Komm, es ist Zeit fürs Mittagessen – heute gibt's Müsli.“

\*

Nach dem Aufbruch vom Stadthallencafé hatte sich die noch jugendlich wirkende Fragestellerin an die Fersen der Anthroposophin geheftet, um noch mehr zu erfahren. „Haben Sie irgendeine Ahnung, was denn in der Luft liegen könnte?“

„Warum willst du das wissen, Mädchen?“

„Weil's mich ganz wahnsinnig interessiert!“

„Vielleicht steckt hinter deinem Interesse ein Stück des Wissens, das mir noch fehlt.“

„Wie soll ich das verstehen?“

Die Frau in Linnen blieb stehen. „Überleg mal gut, ob dir in den letzten zwei Tagen irgendetwas Besonderes begegnet ist oder ob du irgendetwas Außergewöhnliches gehört hast oder . . .“

Die Jüngere war ebenfalls stehengeblieben und dachte nach. Dann sagte sie: „Ich weiß nicht . . . ich weiß nicht, ob Sie so etwas meinen . . .“

„Was ist es denn?“ Die Frau wirkte auf einmal ungeduldig. „Sag's mir!“

„Ich hab 'nen Freund. Der arbeitet bei der Stadtreklame, klebt Plakate an. Er sagte mir etwas, wovon ich aber nichts weitersagen soll.“

Die Anthroposophin kämpfte sichtlich um ihre Selbstbeherrschung. Ihre Hände zitterten. „Mir kannst du's

ruhig sagen. Von mir erfährt niemand was . . .“

„Er hat gesagt, bei seiner Firma ist vom ersten auf den zweiten Mai was im Busch. Ich hab das so verstanden, daß die wohl 'ne neue Sorte Plakate kleben wollen. Irgendwas, was es noch nie gegeben hat. Was Schockierendes . . .“

Die Ältere von beiden zog hörbar den Atem durch die Nase. Dann fragte sie freundlich: „Kommst du noch auf einen Salat mit zu mir? Ich glaube, ich werde jetzt mehr herausfinden.“

Nun sprang der Jüngeren wieder die nackte Neugier aus den Augen. „Wie machen Sie das? Können Sie mir das mal zeigen?“

„Hast du schon mal was von einem Pendel und einem Zahlenbrett gehört?“

Beim Weitergehen fiel den beiden auf, daß sämtliche Litfaßsäulen und Plakatwände in der Stadt ohne Aussage und mit nichtssagendem Papier in Chamois beklebt waren.

Plötzlich steuerte die Anthroposophin eine Telefonzelle an. Sie nahm darin das an einer dünnen Kette befestigte Telefonbuch in beide Hände, riß die Kette mit einem kräftigen Ruck durch und ging mit der Diebesbeute unterm Arm unbeschwert weiter.

„Sei so nett und sag es niemand, daß ich hier die Post bestohlen habe“, raunte sie der jungen Begleiterin zu, „aber ich habe daheim kein Telefon, will auch nie eins haben. Nur, für das, was jetzt zu tun ist, brauche ich ein Telefonbuch.“

\*

Die kleine Straße war erfüllt vom Duft gegrillter Würstchen. Auf dem Parkplatz vor dem Haus der Heilsarmee tummelten sich im Schein der Glühbirnen, die in vier Lichterketten die Szene erhellten, an die hundert Menschen überwiegend jüngeren Alters. Ein Stück entfernt an der Ecke, wo die Nebenstraße in die Hauptstraße einmündete, stand Herta Angersbach und drückte jedem vorbei-

kommenden Fußgänger einen gelben Einladungszettel in die Hand. „Besuchen Sie uns“, sagte sie, „wir haben heute offenen Abend. Sie sind herzlich eingeladen!“

Die meisten lehnten, freundlich oder unbeteiligt, ab. Ein Mann, etwa Mitte vierzig, nahm mit halbwegs mürrischem Gesicht den gelben Zettel und schlug den Weg in Richtung Heilsarmee ein. Als er den Platz vor dem Haus erreichte, formierte sich gerade ein Jugendchor, teils uniformiert, teils in Zivilkleidung. Mit Gitarrenbegleitung stimmten sie an: „Wenn du doch begreifen könntest, daß dein Jesus dich liebt . . .!“

Als der Fremde sich den größtenteils besetzten Tischen und Stühlen näherte, sprach ihn ein etwa gleichaltriger Heilssoldat an: „Willkommen! Darf ich Ihnen etwas zu trinken bringen, Cola oder Tee? Wir haben auch Würstchen mit Kartoffelsalat . . .“ Der Gast setzte sich unaufgefordert auf einen freien Stuhl und sagte zu dem sich ebenfalls setzenden Mann von der Heilsarmee: „Was sind denn das für Jugendliche? Wieso sind die nicht an einem Abend wie heute in der Disco?“

Der Glaubenssoldat schmunzelte. „Es gibt auch noch etwas anderes als nur Disco- und Drogenjugend. Dies hier sind junge Christen.“

Er stand auf, angelte von einem als Getränkebuffet hergerichteten Tisch ein Colaflasche und ein Glas und setzte sie seinem Gast vor. „Darf ich mal fragen, was Sie von Beruf sind?“ fragte er.

„Fernfahrer“, antwortete der Mann, dessen Gesicht ein wenig bedrückt wirkte.

„Nun, in Ihrem Beruf muß man ja an Gott glauben“, sagte der Heilsarmist unvermittelt.

Der Fremde blickte ihn fragend an. „Wieso muß ich das in meinem Beruf?“

„Bei alledem, was so täglich auf der Straße passiert und was Sie unterwegs zu sehen kriegen . . .“

Der Fernfahrer blickte mit starrem Gesichtsausdruck über sein Colaglas hinweg und sagte leise: „Sie haben recht – das Schlimmste sind die vielen totgefahrenen Kinder.“

Der Heilsarmee-soldat schwieg einige Sekunden lang. Dann meinte er: „Nun ja, das sind alles Unglücksfälle. Aber noch viel schlimmer finde ich die vielen in unserem Lande abgetriebenen Kinder. Bei denen geht es um Vorsatz. Das ist Mord . . .“

Plötzlich sank der Kopf des Gastes ein wenig nach vorn. In seinen Augen standen Tränen. „Deswegen bin ich ja geschieden“, sagte er.

„Weswegen sind Sie von Ihrer Frau geschieden?“

Der Fremde brauchte einige Augenblicke, bis er weiter-sprach: „Weil sie das Kind abgetrieben hat . . . mein Kind!“

\*

Ein Telefon schrillte am späten Nachmittag in der örtlichen Tageszeitung. Der Lokalredakteur, der gerade die Kaffeemaschine in Gang gesetzt hatte und mit der Vorbereitung der Ausgabe für den nächsten Morgen beginnen wollte, hob den Hörer ab.

„Vielleicht interessiert es Sie: Auf den Litfaßsäulen in unserer Stadt passiert etwas“, rief eine Mädchenstimme.

„Darf ich fragen, mit wem ich spreche?“ wollte der Journalist wissen.

Die Mädchenstimme: „Schauen Sie mal, ob Sie was darüber herauskriegen können. Sämtliche Säulen und Plakatwände sind heute leer. Da soll was im Busch sein!“

Der Redakteur blieb gelassen: „Wissen Sie, auf anonyme Anrufe oder Briefe gehen wir eigentlich nicht ein. Deshalb seien Sie so nett und sagen Sie mir, wer Sie . . .“ Am anderen Ende war eingehängt worden.

Die Jungredakteurin kam herein, um ihren Bericht über die Maikundgebung vom Vormittag ins Drucksystem zu tippen, und schaltete zuerst das Bildschirmgerät ein, bevor sie sich eine Zigarette anzündete. Sie hatte beim Eintreten die letzten Worte, die der Kollege ins Telefon sprach, mitgehört. „War was?“ fragte sie.

„Mal wieder jemand am Spinnen“, knurrte der Lokal-

chef, „wollte mir was über die Litfaßsäulen erzählen. 'ne junge Frauenstimme, anonym.“

„Die Litfaßsäulen erzählen ja selber nichts“, sagte die Kollegin, „auch die Plakatwände. Sämtliche Werbeflächen der STAREK sind momentan kahl wie die Glatze vom Landgerichtspräsidenten.“

„Sie haben wohl beim alten Dovifat studiert? Der sagte immer: 'Ein Journalist hat stets ein Auge für die Litfaßsäulen; denn die verraten ihm, was los ist in der Stadt! Hab den alten Professor noch gekannt“, schmunzelte der Redakteur. „Aber was sagen Sie? Die Werbeflächen kahl wie die Glatze vom . . .? So etwas sagte die Schwätzerin am Telefon auch.“

Schweigend wühlte er im Telefonbuch. Dann wählte er eine Nummer und wartete eine Weile. Als sich niemand meldete, wählte er eine andere Nummer. Auch dort hatte er keinen Erfolg.

„Da müßte doch wenigstens jemand zu Hause zu erreichen sein“, brummte er, „jetzt versuche ich es mal beim Prokuristen, der ist hier auch mit seiner Privatnummer angegeben.“

Dann meldete sich eine energische Stimme: „Kralle.“

„Stadtzeitung, Lokalredaktion, Gruber“, antwortete der Journalist. „Guten Abend, Herr Kralle! Uns kam etwas zu Ohren, nämlich, daß bei Ihnen etwas im Busch sein soll.“

„Wie meinen Sie das? Was soll denn bei uns im Busch sein?“

„Schöne Gegenfrage. Ihre gesamten Werbeflächen sind zur Zeit leer, und da soll in diesen Tagen irgendetwas Ausgefallenes drauf erscheinen, vielleicht was besonders Verrücktes?“

Prokurist Kralle gab sich ruhig. „Nun ja, immer wenn wir etwas Neues in der Mache haben, werden die Flächen vorher neutralisiert. Das ist nichts Unnormales.“

„Aber wie kommt es“, hakte der Redakteur nach, „daß man uns ausgerechnet heute zuträgt, bei Ihnen sei mit etwas Außergewöhnlichem zu rechnen?“

„Wer hat Ihnen denn von so etwas Außergewöhnlichem erzählt?“

„Das kann ich Ihnen nicht genau sagen“, erwiderte der Redakteur, wobei seine Stimme eine deutliche Schärfe annahm. „Sie geben aber damit zu, daß tatsächlich was Außergewöhnliches bei Ihnen anliegt, oder?“

Kralle brach dem Angriff die Spitze ab, indem er ein Lachen vernehmen ließ: „Fragen Sie immer so suggestiv?“

Redakteur Gruber lachte knapp und hart zurück. Dann probierte er es wieder mit der sanften Welle: „Ehrlich gesagt, ich kann mir auf keine Weise vorstellen, was in der Plakatwerbung Aufregendes passieren könnte. Wenn man jedoch schon vorher von außen her mit der Nase draufgestoßen wird, dann fragt man einfach mal nach. Deshalb meine Frage an Sie: Gibt es bei Ihnen tatsächlich etwas Exorbitantes, oder ist das bloß ein dummes Gerücht?“

Kralle überlegte einen Augenblick lang. „Ein wenig exorbitant, wie Sie sagen, ist es schon“, antwortete er dann. „Nur weiß ich nicht, ob es für Sie eine Sensation darstellt. In diesen Tagen wird etwas sehr Ungewohntes auf unseren Werbeflächen erscheinen . . .“

„Können Sie mir nicht wenigstens 'nen kleinen Tip geben, in welche Richtung sich das bewegt? Ist es was Politisches, was Pornographisches, was Künstlerisches oder was sonst?“

„Nichts von alledem. Die Sache, soviel kann ich Ihnen verraten, kommt aus dem evangelikalen Lager.“

„Ach du dickes Ei! Es ist was Frommes“, rief der Journalist in den Apparat, „und darüber regen sich die Leute schon vorher auf?“

Konrad Kralle mußte wieder lachen. „So ist es. Mehr kann ich Ihnen nun nicht mehr sagen. Ich glaube, das genügt Ihnen wohl auch?“

„Selbstverständlich! Lassen wir's dabei bewenden“, sagte Gruber, „vielen Dank für Ihre Offenheit! Auf Wiederhören!“

In den ersten Stunden, in denen die Menschen zu den Bushaltestellen oder mit dem eigenen Fahrzeug in Richtung Arbeitsplatz huschten, wurde die Veränderung noch nicht mit Bewußtsein registriert. Man nahm die neuen Produkte der Werbung draußen an den Litfaßsäulen und den Plakatwänden nur mit halbem Auge wahr. Die davon ausgelöste Unruhe schlich sich durch eines der unterbewußten Hintertürchen ein. Eigentlich traf es nur die Frauen. Unter den Männern reagierte kaum jemand. In den Büros, an den Fließbändern, den Schaltern, zwischen den Lagerregalen und in den Lebensmittelgeschäften kam es zu den ersten Gesprächen.

Die Plakate draußen. Was war mit den Plakaten? Sie waren nicht alle gleich, hatten aber alle den gleichen Gedanken zu verkaufen. In gestochen scharfem Schwarzweißdruck schauten in überdimensionalen Größen pausbackige Babygesichter die Menschen an. Es waren Gesichter, von deren großen Kulleraugen alle Blicke nahezu automatisch angezogen wurden. Gesichter, die das Geschlecht des Babys nicht erkennen ließen. Gesichter, die ohne Ausnahme in den Betrachtern eine bestimmte Saite anschlugen und spontan ein Gefühl der Sympathie hervorriefen.

Aus dem oberen Rand jedes der Plakate klotzten vor grauschwarzem Hintergrund 30 Zentimeter hohe Buchstaben in hellem Weiß. So las man auf dem einen: „Mutter! Warum hast du mich abgetrieben?“ Auch im unteren Bildrand sah man Buchstaben, die jedoch nur 7,5 Zentimeter hoch waren und deshalb nicht ganz so wuchtig über die ganze Straßenbreite sprangen: „Und sie taten nicht Buße von ihren Mordtaten, noch von ihren Zaubereien, noch von ihrer Unzucht . . .“ In noch kleinerer Schrift war angefügt: „Die Bibel: Offenbarung 9, 21.“

Über einem anderen Säuglingsgesicht mit leuchtenden Augen und strahlendem Lächeln prangten zwei Zeilen: „Mutter, ich könnte dein Kind sein! Warum hast du mich umgebracht?“ Und ganz unten: „Eure Hände sind mit Blut befleckt und eure Finger mit Sündenschuld. Eure Lippen reden Lüge, eure Zunge murmelt Verkehrtheit.“ Zum Schluß kleingedruckt: „Die Bibel: Jesaja 59, 3.“

Aus den weit aufgerissenen Augen eines auffallend zarten Gesichtchens sprach jene bekannte, besonders anrüh-

rende Mischung aus Frage und Hilflosigkeit. Oben bellten die Buchstaben: „Mutter! Wieso ließ man dich am Leben und mich spucktest du in den Ausguß?“ Der untere Plakatrand: „Kann denn eine Frau ihr Kind vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes?“ Dazu die Quellenangabe: „Die Bibel: Jesaja 49, 15.“

Ein besonders wohlgenährtes Gesicht mit fest geschlossenen Augen drückte mit suggestiver Macht die unbeschwertere Zufriedenheit des Babyschlafs aus. Passend dazu krachte der Haupttext oben aus dem Bild: „Mutter! Seit du mich abtriebst, ruhe ich in Frieden. Geht's dir gut?“ Dazu unten: „Den Feigen und Treulosen und mit Greueln Befleckten und Mördern und Unzüchtigen und Zauberern und Götzendienern und allen Lügern ist ihr Teil in dem See, der mit Feuer und Schwefel brennt, das ist der zweite Tod. – Offenbarung 21, 8.“

\*

Thomas betrat als erster den Unterrichtsraum, rückte fünf Stühle zu einer Runde zusammen und setzte sich auf einen davon. Er nahm seine Taschenbibel zur Hand und schlug das Neue Testament auf.

Dann ging die Tür. Andrea und Ruth kamen herein und setzten sich dazu. Keine halbe Minute später folgte Karl-Heinz. Er saß noch nicht ganz auf seinem Stuhl, da flog die Tür auf und Gisela stand atemlos im Raum.

„Habt ihr das in der Stadt gesehen?“ stieß sie hervor.

„Meinst du die Litfaßsäulen und die Plakatwände? Ja, die hab ich gesehen“, sagte Thomas, „die sind große Klasse!“

„Zwei verschiedene Motive fielen mir auf“, fügte Karl-Heinz hinzu.

Andrea sagte: „Ich habe aber vier gezählt. Und ich muß ehrlich sagen, ich finde sie ziemlich hart . . .“

„Ich hab den Eindruck“, schaltete sich Ruth ein, „daß die Plakate mit Absicht so'n bißchen shocking gemacht sind. Die sollen provozieren.“

Karl-Heinz schaute Gisela an, die immer noch heftig

nach Luft rang. „Warum bist du denn so aus dem Häuschen?“

„Die Plakate . . . Mensch, diese Plakate . . .“, keuchte sie, „die sprechen mir aus dem Herzen . . . Seit ich bei Dr. Angelus abgehauen bin, hat es mich nicht mehr in Ruhe gelassen. Immer habe ich mich gefragt, ob man nicht öffentlich was gegen das viele Abtreiben machen kann. Und heute morgen sowas!“

„Und jetzt ist dir vor Schreck die Luft weggeblieben?“ meinte Thomas.

„Ich bin doch nur aus der Puste, weil ich zu spät kam und die Treppen hinaufgerannt bin . . .“

„Und zu spät gekommen bist du“, sagte Andrea, „weil du unterwegs die Plakate zu gründlich angeschaut hast.“

„Ich bin gespannt“, fuhr Gisela fort, „was die Babygesichter mit den Schlagzeilen für 'ne Wirkung hervorrufen werden.“

„Davon versprich dir nur nicht zuviel“, lächelte Thomas. „Die Leute sind im großen und ganzen abgestumpft, um nicht zu sagen, abgebrüht.“

„Auf einem Plakat steht unten zu lesen: 'Kann denn eine Frau ihr Kind vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes'“, hielt Gisela ihm entgegen. „Glaubst du, das könnte spurlos an einer Frau, die abgetrieben hat, vorbeigehen?“

„Ich finde auf jeden Fall“, meinte Ruth, „das Beste auf den Plakaten sind die Bibelworte.“

„Stimmt genau“, sagte Thomas, „laßt uns nicht die ganze kostbare Zeit mit Debatten vertun, sondern noch ein Wort der Bibel anschauen. Danach haben wir nur noch Zeit zum Beten für höchstens zwei von uns.“

Er las aus dem Buch der Offenbarung vor: „Und der auf dem Stuhl saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu. Und er spricht zu mir: Schreibe; denn diese Worte sind wahrhaftig und gewiß. Und er sprach zu mir: Es ist geschehen. Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende. Ich will dem Durstigen geben von dem Brunnen des lebendigen Wassers umsonst. Wer überwindet, der wird es alles er-

erben, und ich werde sein Gott sein, und er wird mein Sohn sein. Der feigen Verleugner aber und Ungläubigen und Frevler und Totschläger und Unzüchtigen und Zauberer und Götzendiener und aller Lügner, deren Teil wird sein in dem Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennt; das ist der zweite Tod.“

Als Thomas seine Bibel zuklappte, sagte Karl-Heinz: „Paßt zu unserem Thema heute morgen . . .“

\*

Helma Amberger zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen. „Wer hat das gemacht?“ sagte sie zu sich selbst. „Den könnte ich umbringen!“

Fassungslos stand sie einige Sekunden vor der großen Plakatwand, bevor sie in Richtung Gymnasium weiterging. Ihr Gesicht hatte eine kalkweiße Farbe angenommen. Unterwegs steigerte sich ihre Nervosität. Ein Zittern durchlief ihren Körper. Kurz vor dem Ziel wurde ihr klar, daß sie heute nicht imstande sein würde, vor irgendwelchen Schülern zu stehen.

Sie kehrte um, ließ die Blicke über die Straße irren, steuerte dann eine Telefonzelle an, um ein Taxi herbeizurufen. Nach nur einer Minute war die Droschke zur Stelle. „Zum Frauenhaus“, sagte sie kurz.

\*

Den Augenblick, da die Religionslehrerin in das Taxi stieg, nahm Christiane noch wahr, als sie auf dem Weg zur Schule mit ihrem Mofa um die Straßenecke bog. „Wir haben heute die zweite Stunde bei ihr“, dachte die Schülerin, „wo will sie denn jetzt noch hin?“

Zu Beginn der zweiten Stunde kam die den Direktor vertretende Studiendirektorin herein und erklärte, der Religionsunterricht müsse ausfallen, weil Frau Amberger nicht anwesend sei. Die Stunde dürfe genutzt werden für das Bearbeiten von Aufgaben für andere Unterrichtsfächer.

„Das hängt mit den Plakaten zusammen“, schoß es

Christiane im gleichen Moment durch den Kopf. Eine klare Begründung für diesen Verdacht konnte sie sich selbst nicht geben. Aber sie war sich des Gedankens völlig gewiß.

Dann stand sie auf, ging hinter der Konrektorin her und sagte ihr draußen auf dem Flur: „Ich sah Frau Amberger fünf Minuten vor Schulbeginn in ein Taxi steigen.“

„Wo war das?“ wollte die Studiendirektorin wissen. Christiane überlegte einen Augenblick. „Das war vor der Telefonzelle an der Ecke Leipziger Straße/Goethestraße.“

„Sag einmal, Christiane, ich hörte, du seiest von daheim weggegangen und lebst jetzt im Frauenhaus“, sagte die Konrektorin unvermittelt. „Glaubst du, daß du in ein solches Haus besser paßt als in dein Elternhaus?“

Christiane spürte, wie ihr das Blut in den Kopf stieg. „Wenn ich ehrlich sein soll“, sagte sie, „nein . . .“

Die Lehrerin wandte sich zum Gehen und sagte freundlich: „Dann überleg dir das noch einmal.“

Christiane fragte hinter ihr her: „Was soll ich überlegen?“

Die Studiendirektorin war jedoch schon in einen anderen Schulflur abgebogen und gab keine Antwort mehr.

Im Grunde wußte Christiane genau, was sie sich zu überlegen hatte. Aber den Gedanken an eine Rückkehr nach Hause empfand sie noch als eine zu große Selbstdemütigung. Und außerdem fand sie das Leben unter den „Schwestern“ von der Frauenbewegung gar nicht so übel.

Wahrscheinlich würde sie dort heute mittag beim Essen hitzige Diskussionen über die am Morgen das Stadtbild beherrschenden Plakate zu hören bekommen. Aber das könnte ja recht interessant werden.

\*

Gegen zehn Uhr läutete das Telefon auf dem Schreibtisch des Landrats im 13. Stock des Kreishauses. „Da ist die Kirche dran“, sagte ihm die Stimme der Vorzimmerdame. „Kommen lassen“, antwortete der Landrat.

„Telefonseelsorge, Meier“, tönte es aus der Muschel. „Herr Landrat, da ist heute morgen ein besonderes Problem.“

Dem Verwaltungschef fiel auf, daß die Stimme des Telefonseelorgers aufgeregt klang. „Ich denke, fürs Problemlösen sind Sie da“, flachste er, „und jetzt wenden Sie sich an mich?“

„Es ist wegen der neuen Plakate an den Litfaßsäulen und anderen Werbeflächen . . .“

„Ja, die habe ich auf dem Weg hierher gesehen“, unterbrach der Landrat den Anrufer erneut. „Mal was völlig Ausgefallenes, aber irgendwie hochinteressant . . .“

„Herr Landrat! Entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche. Es herrscht eine Notsituation. Wir wissen uns hier vor Anrufen nicht mehr zu retten. Es sind ausschließlich Frauen. Die meisten äußern Selbstmordabsichten!“

„Nun ja, die es äußern, die tun's dann am Ende meist nicht“, meinte der Landrat.

„Aber die ungezählten, die uns nicht anrufen und nichts äußern! Sie wissen doch, was bei uns ankommt, ist immer nur die bekannte Spitze vom Eisberg“, hielt Telefonseelsorger Meier entgegen.

„Und was soll ausgerechnet ich dagegen tun? Ihr von der Kirche seid es doch, die jeder Frau, wenn sie abtreiben will, auf Wunsch noch einen Zuschuß zahlt!“

„Die evangelische Kirche tut das. Wir nicht“, sagte Meier. „Ich gehöre zur katholischen Kirche. Die Telefonseelsorge ist eine ökumenische Einrichtung . . .“

„Also noch einmal“, meinte der Landrat, „wieso rufen Sie mich an? Was habe ich mit der ganzen Sache zu tun?“

Der Telefonseelsorger entwarf dem Politiker einen nahezu kompletten Einsatzplan: Die über hundert Meter hohe Autobahnbrücke kurz hinter dem Klärwerk am Stadtausgang, der gefährlichste Punkt für Selbstmörder, aber auch die meisten Straßenbrücken, die über eine Eisenbahnlinie führten, müßten polizeilich überwacht werden. Dazu würde es angebracht sein, die Einsatzzentrale der Krankentransportfahrzeuge unverzüglich um einige

Notärzte zu verstärken.

Wie auf Bestellung tönte im nächsten Augenblick von draußen das erste Martinshorn durch die Doppelscheiben des Bürofensters. „Meinen Sie, es wäre so akut?“ fragte der Landrat.

„Sonst würde ich Sie nicht belästigt haben“, antwortete der Telefonseelsorger mit Nachdruck. „Sie sind der oberste Chef der gesamten Polizei im Kreis. Wenn einer hier schnell und effektiv helfen kann, dann sind Sie es!“

Der Landrat versprach, sein Bestes zu tun, und legte auf. Dann drückte er die Sprechtaaste: „Frau Busch!“

Als sie den Raum betrat, schmettete er ihr, ohne den Blick von den Akten zu heben, entgegen: „Mein Stellvertreter, dazu die Leiter von Kripo und Schutzpolizei, Punkt elf Uhr Konferenz hier bei mir!“

Währenddessen tönten draußen bereits drei oder vier Martinshörner im Konzert.

\*

Es war Regulas Stimme, die morgens um neun bei Staatsanwalt Nils Brend durch den Hörer kam: „Bei nächster Gelegenheit darfst du dem Städtischen Tiefbauamt mitteilen, welchen Typ Baby du dir wünschst.“

„Von was sprichst du? Was heißt hier ‘Typ von Baby’?“ fragte er ein wenig ruppig zurück.

Sie ließ ein spitzbübisches Lachen hören: „Seit heute morgen präsentieren sich uns von den Werbeflächen in der Stadt vier verschiedene Babytypen, einer süßer als der andere. Ich hätte gern gewußt, welches dir am besten gefällt!“

„Nun hör auf“, knurrte Nils, „fehlt nur noch, daß du mich auch noch fragst, ob ich die Bibelstellen von den Plakaten schon auswendig gelernt habe . . .“

„Du kannst sagen, was du willst“, setzte sie nach, „aber die Bibelverse sind es, die den Aussagen der Plakate offenbar die eigentliche Schlagkraft geben.“

„Sag mal – wirst du jetzt fromm?“

wurde, und bot Gruber den Platz an. Der lehnte dankend ab.

„Sie wissen ja, daß wir ein Privatunternehmen sind und die Abschlüsse fast alle durch unseren Chef persönlich getätigt werden“, begann der Betriebsratsvorsitzende. „Und diesmal hat der Chef ein besonderes Kabinettstück geliefert: Er gab uns ohne jede nähere Erklärung diesen Auftrag weiter und verschwand mit seiner Familie ab in den Urlaub. Und nun kommt das Schönste – keiner von uns weiß erstens, wo er ist, und zweitens, wann er zurückzukommen gedenkt.“

Der Redakteur grinste säuerlich, machte eine wegwerfende Handbewegung und sagte: „Ist ja schon gut, meine Herren – ich glaube Ihnen jedes Wort. Wiedersehen.“

Als Gruber draußen war, schauten sich der Prokurist und die Betriebsräte fragend an. Dann nahm Kralle das Telefon und wählte die Nummer des Rechtsanwalts, der für die Firma arbeitete.

„Sagen Sie, Herr Dr. Grundmann, haben Sie heute vormittag in der Stadt unsere neuen Plakate näher betrachtet?“

„Aber selbstverständlich, Herr Kralle! Ihr Chef und ich wußten schon vorher, was darauf zu sehen sein würde. Und ich muß sagen, die Wirkung scheint nicht von Pappe zu sein . . .“

„Sehen Sie, ich wende mich an Sie als Juristen“, sagte Kralle, „weil mich nur die eine Frage interessiert: Kann man uns wegen der Folgen, die wohl ziemlich sicher unseren Plakaten zuzuschreiben sind, irgendwie strafrechtlich belangen? Könnte es mit irgendeiner offiziellen Stelle Ärger geben?“

Der Anwalt antwortete: „Genau diese Frage haben Ihr Chef und ich zuvor ausgiebig erörtert. Ich kann Sie, ebenso wie ihn, beruhigen und Ihnen versichern, daß dem Plakat nichts anhaftet, was strafrechtlich relevant wäre, weder etwas Pornographisches noch sonst etwas unmittelbar Anstößiges. Im Gegenteil. Die Plakate enthalten Bibelworte. Und die sind zum Glück in unserem Staat nicht verboten!“

„Aber all die Selbstmordversuche in der Stadt . . .“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“ fragte der Rechtsanwalt.

Kralle antwortete: „Die Presse war vor wenigen Minuten hier und hat uns aufgeklärt. Der Journalist wollte von uns den Auftraggeber erfahren. Wir haben ihm ehrlich gesagt, daß wir nichts darüber wissen. Er hat uns kein Wort geglaubt.“

Dr. Grundmann lachte kurz auf. Dann sagte er: „Was also die Plakate betrifft – die darauf befindlichen Knalleffekte sind rein moralischer Art und treffen ausschließlich den, den's betrifft. Insgesamt bieten die Gesichter der Kleinkinder einen erfreulichen Anblick. Was eventuell durch die dazugehörigen Texte bei diesen oder jenen Personen ausgelöst wird, wird durch keinen einzigen Strafrechtsparagrafen erfassbar sein.“

„Klingt beruhigend“, meinte Konrad Kralle.

„Ist es auch!“ bekräftigte der Rechtsanwalt. „Wenn Sie von irgendwoher in dieser Sache Ärger bekommen sollten, rufen Sie mich sofort an!“

„Danke, geht in Ordnung“, sagte der Prokurist. „Aber jetzt habe ich an Sie noch eine letzte Frage: Wissen Sie, wo unser Chef abgeblieben ist?“

„Ich weiß es, stehe aber in diesem Punkt unter allerstrengster Schweigepflicht, auch Ihnen gegenüber!“

„Hätte ich auch nicht anders erwartet“, knurrte Kralle ein wenig gereizt. „Es beruhigt mich lediglich, zu wissen, daß es hier in der Stadt wenigstens einen Menschen gibt, der den Aufenthaltsort des Chefs kennt.“

\*

Irma Hensels Augen blieben zunächst an dem Babygesicht hängen. Sie fühlte sich an ihr eigenes erstes Kind erinnert, obwohl die Tochter längst verheiratet war und draußen in der Stahlkochersiedlung des Industriestadtteils einen gutgehenden Friseursalon betrieb. Etwa so wie das Kleinchen auf der Litfaßsäule hatte Gitta vor über 30 Jahren auch ausgesehen.

„Na ja, Babys sehen alle ziemlich gleich aus“, dachte

Irma, „und doch sieht wohl kaum einer die Unterschiede besser als eine Mutter.“ Auch Bert, der Berufssoldat geworden war, und Elfie, die in einer Wohngemeinschaft bei den Hausbesetzern hinter dem Bahndamm lebte, waren gesunde, gut aussehende Säuglinge gewesen.

Es dauerte eine kleine Weile, bis Irmas Augen und Verstand erfaßten, was oben in dicken Lettern auf dem Plakat stand: „Mutter! Warum hast du mich abgetrieben?“ Dann las sie mit ganzem Bewußtsein den unteren Aufdruck: „Und sie taten nicht Buße von ihren Mordtaten, noch von ihren Zaubereien, noch von ihrer Unzucht . . .“

Die Frau spürte, wie sich etwas in ihr zusammenzog. Ihre rechte Hand verkrampfte sich um die Tragegriffe ihrer Einkaufstasche. Sie schloß für einen Moment die Augen, drehte dann um und ging schleppenden Schrittes zu ihrer Wohnung zurück, wobei sie weder die freundlich grüßende Nachbarin noch den Postboten noch sonst etwas um sich her wahrnahm.

Im Flur hängte sie ihre Jacke an den Garderobenhaken. Dann setzte sie sich an den Küchentisch, stützte die Ellenbogen auf und legte das Gesicht in die Hände. „O Gott“, sagte sie halblaut vor sich hin, „ich dachte, das wäre endlich vorbei gewesen . . .“

In dem Augenblick ging das Telefon. Irma zögerte ein wenig, nahm dann aber doch den Hörer ab.

„Hier ist Edith!“ meldete sich die bekannte, frische Stimme. „Bist du es, Irma?“

„Ja, ich bin's“, hauchte Irma müde in den Apparat.

„Ich kann schon an deiner Stimme hören, was mit dir los ist“, fiel Edith sofort mit der Tür ins Haus, „du bist auch draußen gegen die Plakate gerannt. Ich rufe gerade schnell alle meine 'Sorgenkinder' an, und auch dir muß ich jetzt eines sagen: Laß dich davon nicht mehr zurückwerfen! Hörst du, Irma? Du hast dein Leben vor Gott bereinigt. Du hast deine Schuld bekannt und Jesus als deinen Herrn angenommen. Er hat dir alle Sünden deiner Vergangenheit vergeben, alle! Auch deine abgetriebenen Kinder! Und deswegen kannst und sollst du jetzt Frieden im Herzen haben!“

„Das fällt im Augenblick sehr schwer“, sagte Irma nach einer kurzen Pause des Schweigens. „Aber ich bin dir dankbar, daß du mich jetzt angerufen hast . . .“

„Wo hast du deine Bibel?“ fragte Edith.

„Die liegt hier vorn auf dem Küchenschrank“, antwortete Irma.

„Wenn ich aufgelegt habe, nimm sie und schlag Psalm hundertdrei auf“, rief Edith in dem ihr eigenen Tonfall aus Kommando und Ermunterung. „Da steht: ‘. . . der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen’. Da findest du wieder das Wort ‘alle’! Tschuß Irma! Mach’s gut!“

Irma tat, wie Edith ihr geraten hatte, und las den ganzen Psalm bis zum Schluß durch. In der Mitte stieß sie auf die bekannten Verse: „Er handelt nicht mit uns nach unseren Sünden und vergilt uns nicht nach unserer Missetat. Denn so hoch der Himmel über der Erde ist, läßt er seine Gnade wohnen über denen, die ihn fürchten. So fern der Morgen ist vom Abend, läßt er unsere Übertretungen von uns sein. Wie sich ein Vater über Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, die ihn fürchten.“

Da fing es in Irma an, wieder hell zu werden. Am Ende des Psalms konnte ihr Herz in das vierfache Lob Gottes wieder mit einstimmen: „Lobet den Herrn, ihr seine Engel . . . Lobet den Herrn, alle seine Heerscharen . . . Lobet den Herrn, alle seine Werke . . . Lobe den Herrn, meine Seele!“

„Herr Jesus, ich danke dir“, betete sie, „daß ich alle meine Schuld unter deinem Kreuz abladen durfte und daß ich jetzt wieder fröhlich sein darf! Amen.“

Irma zog ihre Jacke wieder an, nahm die Tasche und machte sich zum zweiten Mal auf den Weg zum Supermarkt. Jetzt ging es bereits auf den Mittag zu. „Was mag bloß in der Stadt los sein?“ dachte sie, als sie die Vielzahl der Martinshörner hörte.

\*

Ellen Schoppmann erkannte, daß sie die einzige zu sein

schien, die jetzt die Nerven behielt. Das gesamte Frauenhaus war seit dem Morgen durcheinandergescheucht wie ein großer Hühnerstall, in den der Fuchs eingebrochen ist.

Als erste war Helma Amberger – ausgerechnet die! – ins Haus gestürzt, hatte auf alle Fragen keine Antwort gegeben und sich nur heulend in eine Ecke von Ellens Zimmer verzogen. Nach und nach war eine nach der anderen gekommen, allesamt völlig verstört und in Panikstimmung.

Lediglich Lillian war trotz ihres aufgelösten Zustands noch in der Lage gewesen, auf die Frage der Sozialarbeiterin einige klare Auskünfte zu geben. „Geh mal zum Tor und schau dir auf der anderen Straßenseite die Plakate an. Die ganze Stadt ist voll davon . . .“

Ellen hatte die Aufforderung befolgt, und ihre Augen waren gegen die zwei drüben nebeneinanderstehenden Werbeflächen geprallt. Formatfüllend und überdimensional groß schauten von dort zwei verschiedene Babygesichter herüber.

Über dem einen war zu lesen: „Mutter! Wieso ließ man dich am Leben und mich spucktest du in den Ausguß?“ Über dem anderen Gesicht, das nicht direkt schaute, sondern dessen Augen wohligh geschlossen waren, bellten die Buchstaben: „Mutter! Seit du mich abtriebst, ruhe ich in Frieden. Geht's dir gut?“

Auf dem unteren Rand der beiden Riesenposter las Ellen: „Kann auch eine Frau ihr Kind vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes?“ und „Den Feigen und Treulosen und mit Greueln Befleckten und Mördern und Unzüchtigen und Zauberern und Götzendienern und allen Lügnern ist ihr Teil in dem See, der mit Feuer und Schwefel brennt, das ist der zweite Tod.“

Kurz entschlossen ging sie ans Telefon und rief bei der STAREK an. Dort meldete sich eine Frauenstimme.

„Ich hätte gern die Geschäftsleitung gesprochen.“

Die Stimme am anderen Ende: „Einen Augenblick bitte. Ich verbinde Sie mit Herrn Kralle, unserem Prokuristen.“

Dann die andere Stimme: „Hier Kralle.“

„Schoppmann“, sagte Ellen. Sie gab sich alle Mühe, ruhig und höflich zu bleiben. „Können Sie mir sagen, wer den Auftrag gegeben hat, die Plakate mit den Babys in der Stadt anzukleben?“

„Nein, das kann ich leider nicht . . .“

Ellen knallte den Hörer auf den Apparat, zischte ein paar Verwünschungen in sich hinein und sah durch das Fenster, wie draußen Christiane mit ihrem Mofa und der prallen Schultasche auf dem Gepäckträger durch das Tor in den Park einbog.

Dann machte sie noch einen weiteren Versuch und wählte die Justizbehörden an. „Herrn Staatsanwalt Brend bitte!“

Der meldete sich nach kurzer Wartezeit.

„Sie haben sicherlich heute früh in der Stadt die Plakate mit den Babygesichtern gesehen“, begann Ellen. „Wissen Sie zufällig, wer das bei der STAREK in Auftrag gegeben hat?“

Der Staatsanwalt hakte zurück: „Frau . . . Wie war doch gleich der Name?“

„Schoppmann!“

„Ich überlege gerade krampfhaft, woher wir uns kennen . . .“

„Entschuldigen Sie, daß ich das nicht sofort gesagt habe“, antwortete Ellen, „ich bin die Sozialarbeiterin, die in Angelegenheiten des Frauenhauses an einigen Gerichtsverhandlungen als Zeugin oder auch als Gutachterin teilgenommen hat.“

„Weiß Bescheid! Alles wieder klar“, rief Brend. „Aber wieso fragen Sie wegen der Plakataktion ausgerechnet bei mir an? Was habe ich damit zu tun?“

„Nun ja, bei der STAREK verweigert man die Auskunft auf meine Frage“, sagte Ellen, „und Sie müßten meiner Ansicht nach etwas mit der Sache zu tun haben, weil diese Plakate einen öffentlichen Akt seelischer Grausamkeit gegen ungezählte Frauen darstellt.“

„Über diesen von Ihnen erhobenen Vorwurf ließe sich

trefflich streiten“, meinte der Staatsanwalt und blieb dabei ernst, „aber ob er strafrechtlich irgendwie erfaßbar wäre, würde ich gegenwärtig noch völlig offen lassen. Von der optischen Gestaltung wie auch dem textlichen Inhalt her ist an den Plakaten zunächst nichts auszusetzen. Deshalb haben wir auch nicht die geringsten Anstalten gemacht, hier irgendetwas zu unternehmen oder auch nur herauszufinden.“

„Vielen Dank, Herr Staatsanwalt!“

„Bitte schön! Auf Wiederhören.“

„Helma!“ rief Ellen mit schriller Stimme über den Flur.

Aus ihrem eigenen Zimmer, dessen Tür nur angelehnt war, kam Helmas Stimme zurück: „Ja?“

Überlaut redend ging Ellen auf die Tür zu: „Du könntest mal beim Superintendenten deiner Kirche vorsprechen, ob der uns nicht mit seinen Möglichkeiten helfen will, die Plakate wieder aus der Stadt herauszubekommen!“

Als Ellen in der Tür stand, sah sie die Religionslehrerin auf der anderen Seite des Raumes mit dem Gesicht zum Fenster im Schneidersitz auf dem Fußboden hocken. Ihr Haar war aufgelöst. Neben ihr stand auf dem Teppich eine dickbauchige Rotweinflasche aus Ellens Schrank.

„Auch das noch!“ Ellen wandte sich um und lief zum Treppenhaus zurück. „Ist denn hier überhaupt keiner mehr bei Sinnen“, sagte sie zu sich selbst.

Dann klopfte sie an die Tür von Lillian und Christiane und ging hinein, ohne auf eine Antwort von innen zu warten.

Das Bild, das sich ihr bot, war für sie nicht ungewohnt. Wohl aber für Christiane, die schweigend auf ihrer Bettkante saß und von einer zur anderen schaute.

Am Fenster stand Lillian, nur mit der Unterwäsche bekleidet, bewegungslos auf dem Kopf und hatte die Beine wie ein großes V gespreizt. Christiane stand leise auf, ging zu Ellen und mit ihr auf den Flur hinaus.

„Was macht die da drinnen? Spinnt die?“

„Hier spinnen im Augenblick fast alle“, sagte Ellen mit

bitterem Ton. „Sag mal, Kleines, kannst du mir 'nen Gefallen tun und mir mal für eine Stunde dein Zweirad leihen? Ich müßte mal in einer wichtigen Sache in die Stadt! Mein Auto ist noch in der Werkstatt.“

Christiane zögerte nicht und gab ihr den Schlüssel für die Absperrkette. „Danke“, sagte Ellen, zog sich eilig ihre Jacke an und lief die Treppe hinunter. Dann hörte Christiane aus dem Hof den kleinen Motor ihres Mofas knattern.

Sie ging in ihr Zimmer zurück. Lillian war gerade dabei, sich wieder anzuziehen.

„Mußte mich erst mal wieder ins innere Gleichgewicht bringen“, erklärte sie mit freundlichem Lächeln der Jüngeren, „mit Yoga geht das prima!“

Christiane fiel dazu nichts ein. Die Zimmergenossin fuhr, nachdem sie die Manschetten ihrer Seidenbluse zugeknöpft hatte, fort: „Hör mal, kleine Freundin, ich brauche etwas von dir, habe aber nicht vor, dich zu schädigen.“

Dabei entnahm Lillian ihrer Handtasche ein Portemonnaie und gab Christiane daraus einen Fünfundzwanzigmarkschein. Bevor das erstaunte Mädchen etwas sagen konnte, stolzierte Lillian hinaus.

\*

Das Motorengeräusch des kleinen Zweirads ging Ellen zwar auf die Nerven. Aber sie biß die Zähne zusammen und setzte ihre Fahrt unbeirrt fort.

Endlich war die von mannshohen Ziersträuchern eingefasste Einfahrt zum anthroposophischen Altenheim erreicht. An der Pforte fragte sie nach Frau Kühn. Danach durfte sie in einem Ledersessel des Foyers einige Minuten warten, bis die Priesterin erschien und freundlich – wenn auch, wie immer, etwas zerfahren – die Besucherin begrüßte.

„Hallo, Ellen, womit kann ich dir dienen?“

Ellen schaute sich kurz um und stellte fest, daß sie beide allein waren. Dann sagte sie mit gedämpfter Stimme: „Freyja! Ich habe ein großes Anliegen! Du verfügst

meines Wissens über Kräfte und Möglichkeiten, Unauf-  
findbares aufzufinden und Geheimnisse zu enträt-  
seln ... .“

Freyja trat abrupt einen Schritt von Ellen weg und schaute sie aus eisgrauen Augen an. „Was ist? Was willst du?“

Die Härte des Tons in Freyjas Worten überraschte die Sozialarbeiterin. Sie schluckte einmal, gewann ihren vorherigen Mut zurück und sagte flehend: „Freyja! Es ist nicht herauszubekommen, wer der verfluchte Auftraggeber für die irrsinnigen Plakate in der Stadt ist. Bitte, setz dein Pendel in Bewegung oder tu sonst etwas! Aber finde mir heraus, wer das veranlaßt hat und wo er steckt!“

Das Gesicht der Anthroposophin hatte plötzlich wieder einen weichen Zug. „Wie du weißt, hatte ich wegen dieser Plakate bereits gestern früh eine schwache Vision. Bring mir jetzt von draußen einen Fetzen, den du von der Ecke eines solchen Plakats abreißt.“

Ellen tat, wie ihr geheißen. Nach einer knappen Viertelstunde war sie wieder da und überreichte der Okkultistin ein undefinierbares Stückchen Papier.

„Wo hast du es abgerissen?“ wollte Freyja wissen.

Ellen antwortete: „Weiter unten an der Hauptstraße.“

Freyja befahl der Sozialarbeiterin, in einem der Sessel zu warten, bis sie wiederkomme. Ellen fragte: „Wie lange kann es dauern?“

Freyja hob die Schultern: „Nicht leicht zu sagen. Aber wenn dir meine Antwort so wichtig ist, nimm dir Zeit und hab Geduld!“ Damit verschwand sie die Treppen hinauf.

Ellen sagte zu der jungen Frau in der gläsernen Empfangskabine: „Ich gehe ein wenig in Ihrem Park draußen spazieren. Wenn Frau Kühn nach mir fragt, rufen Sie mich bitte.“

Die Zeit schien Ellen endlos zu sein. Doch als die Dame aus der Rezeption nach ihr rief, war erst eine halbe Stunde vergangen.

Im Laufschrift stürmte Ellen in das Foyer. In einem der

Ledersessel war Freyja zusammengesunken. Als sie sich ein wenig aufrichtete und ihre Besucherin anschaute, wirkte sie unbeschreiblich müde und erschöpft.

„Was ist denn mit dir los? Wovon bist du denn so geschafft?“ fragte Ellen erschrocken.

„Du weißt nicht, wie furchtbar das anstrengt“, hauchte die Anthroposophin mit leiser Stimme.

„Und wie ist das Ergebnis“ hakte Ellen ungeduldig nach, „was hast du herausgefunden?“

„Ich habe kein klares Ergebnis“, sagte Freyja resigniert. „Mir wurde die Richtung nach Süden gewiesen. Das war alles. Darüber hinaus kam ich an nichts heran . . .“

Die Sozialarbeiterin merkte nicht, wie sie vor Aufregung feuchte Hände bekam. „Das verstehe ich nicht! Du hast nichts erreicht? Ich dachte, du . . .“

„Nein, ich bin nicht allwissend und nicht allmächtig“, sagte Freyja mit einer abwehrenden Handbewegung. „Für diesen Fall habe ich nur eine Erklärung – du hast mich nach jemand suchen lassen, der von irgendeinem Schutz umgeben ist. Dieser Schutz ist mir zu stark, ich kann ihn nicht durchbrechen. Sowas kommt mir nicht alle Tage vor.“

Ellen wurde wieder ruhiger. „Was meinst du mit so einem Schutz? Kann man den erklären?“

„Deine Frage ist schwer zu beantworten“, stöhnte Freyja auf. „Da gibt es nur eine Erfahrung. Meistens handelt es sich bei solchen Typen um jemand, der zu irgendeiner ganz frommen, oftmals superfrommen Sekte oder sowas gehört . . .“

\*

Hinter der Kasse traf Irma im Supermarkt auf Axel. Der 19jährige hatte gerade für seine Mutter einen größeren Einkauf gemacht und war dabei, die Waren in einen leeren Karton einzuräumen.

Axel war der Sohn eines Richters am Landgericht und kam zusammen mit seiner Mutter regelmäßig jeden Frei-

tagabend in die Blaukreuzstunde, in der auch Irma seit sieben Jahren anzutreffen war.

„Mensch, wenn du einkaufst, kann man wenigstens zugucken, ohne zu erröten“, lachte Irma den Jungen an. Der schüttelte ihr die Hand und fragte: „Wie meinen Sie das?“

Irmas Gesicht wurde ernst. „Weißt du, hier in diesem Supermarkt treffe ich ziemlich jeden Vormittag meine speziellen Kunden. Du mußt nur mal genau in die Einkaufswagen schauen, und du siehst sofort, wer von denen mit sich selbst oder zumindest in der Familie Alkoholprobleme hat!“

„Tatsächlich!“ sagte Axel, der seine Augen bereits über die an den Kassen wartenden Käuferschlangen fliegen ließ. „Und was tun Sie dann mit Ihrem Spezialwissen?“

„Bei diesen und jenen suche und finde ich die Gelegenheit zu einem Gespräch“, antwortete Irma Hensel. „Einige davon habe ich in den letzten Jahren mit ins Blaue Kreuz gebracht . . . Mensch, da hinten treffe ich jemand, um die muß ich mich jetzt gleich, wenn sie durch die Kasse ist, einmal kümmern!“

„Hat aber nur eine Flasche Klaren im Korb“, stellte Axel scharfsinnig fest.

„Und die eine Flasche ist schon entschieden zu viel“, sagte Irma. „Die Frau war mindestens ein halbes Jahr lang trocken, und jetzt scheint sie gerade einen schweren Rückfall zu bauen! Mal sehen, ob ich da was aufhalten kann. Tschuß, mein Junge, bis morgen abend!“

Damit war Axel verabschiedet. Er hob den Warenkorb hoch und schob hinaus zu seinem kleinen Studententaxi.

Im Ausgangsbereich des Supermarktes pirschte sich Irma an ihre nahezu gleichaltrige Nachbarin heran. Die bemerkte Irma erst, als sie unmittelbar neben ihr stand, und ließ auf ihrem tief zerfurchten Gesicht ein leichtes Erschrecken erkennen.

„Hallo, Gertrud“, sagte Irma freundlich, „hab dich ja schon ein paar Tage nicht gesehen. Wie war der erste Mai?“

„Tagchen, Irma“, antwortete die Frau mit scheuem Blick. „Nun, wie soll's gestern schon gewesen sein?“

Irma Hensel griff nach dem Einkaufswagen, zog ihn sanft in eine Ecke und begann mit leiser Stimme: „Mensch, Gertrud! Wir kennen uns lange genug. Ich rede offen mit dir. Was hast du da gerade eingekauft?“

Gertruds Blick haftete an der Schnapsflasche. Sie sagte kein Wort. Irma sah ihr geradeaus in die Augen und fuhr fort: „Wenn du jetzt 'nen großen Rückfall baust, ist das für dich der Tod!“

„Auch das ist mir egal“, sagte die Nachbarin fast tonlos, „je eher, desto besser . . .“

„Sowas glaubst du dir ja selber nicht! Hör auf mit dem Unsinn! Ich weiß, warum du heute morgen, nachdem es dir jetzt monatelang sehr gut gegangen ist, wieder umkippst . . .“

Gertruds Blick hob sich zum ersten Mal bei diesem Gespräch. Die Augen schienen gerötet, wie von vielem Weinen.

Irma sprach weiter: „Dich haben die Plakate da draußen aus dem Häuschen gebracht – genauso wie mich heute morgen!“

„Wie denn“, fragte Gertrud leise, „dich auch?“

„Wenn irgendjemand in der Stadt weiß, was ich früher für ein Leben geführt habe, dann du! Mensch, du weißt doch zu genau, daß ich jeden Tag sternhagelvoll war und nicht nur meine Ehe, sondern die ganze Familie deshalb auseinanderbrach.“

Gertruds Miene hatte sich ein wenig aufgehellt, weil Irmas Redeschwall sie ablenkte. „Was macht eigentlich zur Zeit dein Geschiedener“, wollte sie wissen, „hast du noch mal was von ihm gehört?“

„Soweit ich weiß, hängt er immer noch jeden Tag mit der Flasche in der Manteltasche bei den bekannten Typen vorm Hauptbahnhof rum“, sagte Irma. „Wenn der sich nicht helfen lassen will, ist dem nicht zu helfen. – Aber wie sieht es mit dir aus? Hör mal, gib mir die Flasche, ich geh rüber und tausch sie dir gegen ein Pfund Kaffee um

Christiane ging zum Fenster, schaute in die Bäume und verstand nicht mehr, was vor sich ging. Dann schaute sie ungläubig auf den Park hinunter, durch den Lillian ging. Sie hielt an der Hand Christianes 5-Liter-Benzinkanister, den die Schülerin sich als Reserve in den Gartenschuppen gestellt hatte.

Wohin wollte Lillian nur mit dem Kanister und dem darin befindlichen Öl-Benzin-Gemisch? Sie hatte Christiane dafür 50 Mark gegeben. Soviel waren der Behälter und der Inhalt zusammen nicht wert.

Während sie Lillian nachschaute, fiel Christiane plötzlich auf, daß der Gang ihrer Zimmergenossin ein wenig marionettenhaft wirkte. Jetzt verschwand sie durch das große eiserne Tor.

Kurz darauf stieg hinter dem Tor eine schwarze Rauchfahne auf. Die Luft roch nach brennendem Öl. Christiane rannte die Treppen hinab, zur Haustür hinaus, durch den Park zum Tor und sah dort auf der anderen Straßenseite die beiden nebeneinander im Freien stehenden Plakate in hellen Flammen stehen.

Lillian stand diesseits der Straße nahe beim Tor, hielt noch den entleerten Kanister in der Hand und hatte das gleiche fanatische Glitzern in den Augen wie zwei Tage zuvor die lange blonde Anke beim Beginn der Walpurgisnacht.

Dann hörten sie von weitem mit großem Lärm die Feuerwehr heranjagen. Irgendjemand aus der näheren Umgebung mußte sie alarmiert haben. Lillian ging zum Gartenschuppen und stellte den Kanister an seinen Platz zurück.

Christiane lief wieder ins Haus und suchte sich eine Dachgaube, von wo aus sie über die Parkmauer und das Tor hinwegsehen und die Feuerwehrmänner bei ihren Löscharbeiten beobachten konnte.

Ihre Aufregung stieg noch, als sie Lillian so, als ob nichts gewesen wäre, zum Tor schreiten und der Feuerwehr zuschauen sah.

Nach und nach kamen auch andere junge Frauen aus dem Haus, die sich aber nur bis in den Tordurchgang

wagten, um das Schauspiel zu verfolgen. Die Feuerwehr brauchte etwa zehn Minuten, um den Brand nicht nur unter Kontrolle, sondern im wesentlichen niedergekämpft zu haben.

Bevor sie, ohne von den Frauen näher Notiz genommen zu haben, wieder abzogen, rollte ein Personenwagen heran, aus dem zwei sportliche Männer in Zivilkleidung stiegen. Sie wechselten mit den Wehrmännern leise einige freundliche Worte, zogen dann einige unscheinbare Geräte aus der Tasche und fingen an, die noch rauchenden, schwarzen Holzstümpfe eingehend zu untersuchen.

Die Bewohnerinnen des Frauenhauses verschwanden wieder von der Bildfläche. Dann kam eine einzelne, sehr gut aussehende Frau auf einem Mofa angeknattert und bog in den Park ein.

Eine Sekunde später steckten die zwei Männer ihre Vergrößerungsgläser, Messer, Zangen und Plastikfolien ein und marschierten auf das Frauenhaus zu. Vor der Tür trafen sie mit der zusammen, die gerade das Mofa abgestellt hatte, und sprachen sie an.

„Kriminalpolizei, Möbus“, sagte der eine zu ihr und hielt ihr kurz einen für sie undefinierbaren grauen Ausweis entgegen.

„Kellner“, stellte sich der andere vor. Die Schöne schaute sie mit blassem Gesicht an. „Könnten wir die Leitung dieses Hauses einmal sprechen?“ fragte Möbus höflich.

„Hier gibt's keine Leitung“, erwiderte Ellen, „wir sind alle mündig genug und brauchen keine Führung. Sie sind hier, falls Sie es noch nicht wissen, im Frauenhaus!“

Die beiden grinsten auf eine Weise, die Ellen ausgesprochen widerlich fand. „Doch, das wissen wir“, sagte der Kriminalbeamte Kellner. „Könnten wir denn die ganze Hausbelegschaft mal sprechen?“

„Kommt überhaupt nicht in Frage“, sagte Ellen Schoppmann mit überbetontem Nachdruck. „Solange Sie keinen Hausdurchsuchungsbefehl haben, kommen Sie hier nicht rein!“

Die beiden Männer schauten sich an, um den nächsten

Schritt zu überlegen. In dem Augenblick öffnete sich die Haustür und Lillian erschien in rosa Hosenanzug mit blütenweißer Seidenbluse.

„Machen wir die Sache kurz“, schmetterte sie mit deutlichem Unterton von Pathos in der Stimme. „Lassen Sie unser Haus in Ruhe. Ich habe das Feuer da drüben angezündet!“

Die beiden Beamten nahmen eine gespannte Haltung ein. Möbus fragte: „Wie und womit haben Sie das gemacht?“

„Mit einem Kanister Benzin“, erklärte Lillian und zeigte mit der Hand zum Gartenschuppen hinüber, „den ich einer unserer Schwestern hier ohne deren Wissen weggenommen habe.“

„Wem gehört der Kanister?“ fragte Kellner energisch.

Lillian gab im gleichen Ton zurück: „Geht Sie einen Dreck an!“

Sie marschierte zum Schuppen. Möbus folgte ihr in einigen Metern Abstand. Dann kam sie und stellte den Kanister vor die beiden Beamten.

„Sie sind vorläufig festgenommen“, erklärte Kellner sehr förmlich und forderte sie auf: „Kommen Sie bitte mit!“

Lillian wandte sich an Ellen und bat: „Bist du so nett und holst mir schnell meine Schultertasche aus dem Zimmer, damit ich meine Papiere und persönlichen Sachen dabei habe?“

Ellen ging los. Die beiden Beamten warteten geduldig. Dann kam die Sozialarbeiterin zurück. Während sie Lillian die Tasche in die Hand drückte, flüsterte sie: „Willst du allein mit diesen Schweinen auf die Wache fahren? Soll ich nicht lieber mitkommen?“

Lillian kicherte leise. „Ach was, diese harmlosen Pinsel! Du glaubst nicht, wie schnell ich heute abend wieder hier bin. Ist doch nur Sachbeschädigung, was die mir vorzuwerfen haben . . .“

Gertrud saß an Irmas Küchentisch und konnte das Weinen, das sie schüttelte, nicht mehr unterdrücken. Irma machte sich an der Kaffeemaschine zu schaffen und setzte sich anschließend zu ihr.

„Sind dir schon die vielen Martinshörner aufgefallen, die heute gar nicht mehr aufhören wollen?“ sagte Irma. „Das sind alles solche wie wir zwei, die das gemacht haben, was wir auch gemacht haben. Und jetzt ist bei denen allen in der Seele eine Wunde wieder aufgerissen, die sie für so schön fest verheilt hielten!“

„So kannst du das wohl nennen“, schluchzte Gertrud. „Die Plakate heute morgen, da wirkte jedes wie'n Messerstich, ganz tief da, wo man längst nicht mehr drüber nachdachte . . .“

„Siehste“, fuhr Irma fort, „und wenn du deine Schuld weiter so mit dir herumschleppst, wie alle die anderen da, dann wird es dir auch so ergehen wie denen. Dann bricht immer wieder irgendwann die alte Seelenwunde wieder auf. Dann schafft Gertrud es auch niemals, ganz ohne Rückfall in den Schnaps zu leben. Und was das bedeutet, brauche ich dir ja nicht zu sagen.“

Die Nachbarin hatte aufgehört zu weinen. Sie putzte sich geräuschvoll die Nase, starrte vor sich hin und sagte nichts.

„Nun bin ich in derselben Lage wie du“, sprach Irma weiter, „aber der Unterschied zwischen dir und mir ist der, daß ich über meine Vergangenheit Frieden gefunden habe, weil Gott mir alle meine Sünden vergeben hat!“

Gertrud schaute sie aus zerknittertem Gesicht an und fragte: „Woher willst du das denn so genau wissen?“

„Weißt du, Jesus hat ja sein Leben für dich und mich gegeben“, sagte Irma sachlich, „das hast du schon im ersten Schuljahr gelernt. Und dann kam der Tag, da habe ich mein Leben ihm gegeben. Seitdem weiß ich es. Das kommt dann von innen heraus, daß man das weiß. Er hat sich für meine Schmutzigkeiten und Sünden am Kreuz bestrafen lassen, so daß ich jetzt nicht mehr von Gott bestraft zu werden brauche. Auch nicht für meine Abtreibungen.“

Gertrud wurde erneut vom Schluchzen geschüttelt. „Wie du das so sagt, kommt mir das zu einfach, zu leicht vor. So schnell kriege ich doch das Umbringen der eigenen Kinder nicht aus der Welt . . .!“

„Nee, du nicht und ich auch nicht“, antwortete Irma. „Aber Jesus hat alle unsere Sünden aus der Welt geschafft. Wir brauchen sie nur bei ihm abzugeben und ihm als Herrn unser Herz zu öffnen. Dann kriegen wir Frieden ins Herz und neue Kraft. Kraft zum Durchhalten, zum Trockenbleiben!“

Wieder griff Gertrud nach dem Taschentuch und stellte das Weinen ein. Irma stellte Tassen mit Untertassen auf den Tisch und goß den frischen Kaffee ein.

„Und du meinst, den Frieden und die Kraft kann ich auch kriegen?“ begann Gertrud.

\*

Lokalredakteur Gruber fand, als er an seinen Schreibtisch zurückkehrte, einen Zettel vor dem Telefon: „Bitte Verleger anrufen!“

Er stellte die Fototasche hin, hängte seine Jacke auf und setzte sich. Dann rief er an.

Der Verleger meldete sich: „Kommen Sie zu uns herauf. Wir wollen die aktuelle Lage besprechen.“

Oben in der Chefetage hockten beim Verleger auch der Chefredakteur und der Chef vom Dienst in den tiefen Sesseln. Gruber bekam den letzten freien Sessel angeboten und hatte sogleich zu berichten.

„Bei der Pressekonferenz, von der ich soeben komme“, begann er, „waren der Landrat, der für Kapitalsachen zuständige Staatsanwalt Brend, Kriminaldirektor Hinz und Stadtbrandmeister Weinert anwesend. Kurz das Ergebnis: Bis zum Beginn des Gesprächs, also um 19 Uhr, hat es in unserer Stadt achtzehn vollendete Selbstmorde gegeben. Ohne Ausnahme Frauen. Fünf davon schafften es, bereits am frühen Vormittag von der Autobahnbrücke zu springen, bevor der Landrat die Zugänge des Bauwerks durch Beamte überwachen ließ. Zwei legten sich vor den Eisenbahnzug. Die anderen nahmen Tabletten oder taten

sich sonst etwas an. Die Zahl der mit Notarztwagen in die Krankenhäuser geschafften Selbstmordversuche war noch nicht genau festzustellen. Sie liegt nach Angaben des Stadtbrandmeisters zwischen zweihundertachtzig und dreihundert. Es besteht kein Zweifel, daß der Auslöser dieser Selbstmordwelle die heute in der Frühe angeklebten Plakate sind. Ich selbst habe bei der STAREK wegen des Auftraggebers nachgefragt. Aber die halten absolut dicht.“

Der Chefredakteur schaute versonnen vor sich hin und sagte: „Diese Plakate – die sind, da können wir sagen was wir wollen, verdammt gut gemacht. Textlich wie graphisch. Hervorragend!“

Der Verleger wie auch der Chef vom Dienst nickten zustimmend.

„Aber die Folgen scheinen verheerend“, fügte der Lokalchef hinzu.

„Übrigens hat es im Zusammenhang damit noch einen Feuerwehreinsatz gegeben“, sprach Gruber weiter. „Eine der Bewohnerinnen des Frauenhauses hatte auf der gegenüberliegenden Straßenseite zwei zum Glück frei stehende Plakatwände mit Benzin übergossen und angezündet. Sie stellte sich der Kripo freiwillig. Hielt sich, wie’s auf der Pressekonferenz hieß, offenbar für eine Heldin.“

„Die Frage ist jetzt, meine Herren, zwei Stunden vor Redaktionsschluß“, sagte der Verleger, „wie wir als Zeitung reagieren sollen. Wir müßten, wenn wir berichten, zwei alte Presetabus brechen, die Themen Selbstmord und Abtreibung.“

„Wir kommen ums Berichten gar nicht herum“, erklärte der Chef vom Dienst. Und der Chefredakteur begründete: „Der Rundfunk hat in der Regionalsendung 'Heute abend' bereits erste Einzelheiten gebracht. Und die Konkurrenz wird sich morgen früh damit beschäftigen. Da können wir nicht so tun, als ob nichts passiert wäre.“

„Dann habe ich nur die eine Bitte an Herrn Gruber“, sagte der Verleger und wandte sich an den Lokalchef: „Machen Sie’s mit großem Fingerspitzengefühl!“

Am Abend trafen sich Regula und Nils im Wintergarten des Berghotels Jakobshöhe. Es herrschte kaum Betrieb. Sie fanden einen Platz, von dem aus sie durch die vor der Glaswand sprießenden Pflanzen einen herrlichen Blick auf die in der Dämmerung versinkende Innenstadt und das Meer der aufflammenden Lichter hatten.

Anstatt einer Serviererin erschien die Chefin des Hauses persönlich, um ihre beiden Gäste freundlich zu begrüßen und ihre Wünsche entgegenzunehmen. „Heute abend möchte ich nichts essen“, sagte Regula, „mir genügt ein Orangensaft.“ Nils schloß sich an.

Als die beiden wieder allein waren, schaute Regula den Staatsanwalt nachdenklich an. Er sagte: „Du hast etwas auf dem Herzen?“

„Unter dem Herzen“, sagte sie lächelnd, „aber auch auf dem Herzen. Darüber aber später. Sag mal, wie ist das Urteil im Fall Brollikowski ausgefallen?“

„Die Verteidigung schien beim Plädoyer über sich selbst hinauszuwachsen“, antwortete Nils, „die Schwurgerichtskammer hat nahezu sämtliche nur denkbaren Milderungsgründe akzeptiert und der Frau viereinhalb Jahre gegeben.“

„Mir steht es nicht an, zu beurteilen, ob deine Strafforderung zu hoch war oder die Strafzumessung des Gerichts zu niedrig“, sagte Regula, „für mich bleibt nur die eine Frage im Raum: Wie will diese Frau im Leben mit ihrem Schuldproblem fertigwerden?“

„Nicht alle Menschen sind so sensibel wie du, mein Liebes“, meinte Nils. „Wie ich diese Angeklagte einschätze, spürt sie bei ihrem dicken Fell diese Laus im Pelz gar nicht mehr.“

„Um den Vergleich mit dem Pelz ins Psychische zu übertragen“, gab Regula zurück, „solche Läuse fressen sich ins Fell hinein und mit der Zeit auch durch das dickste Fell hindurch. Irgendwann entzündet sich die Stelle. Und dann . . .“

„Deine Gedankenäußerungen nehmen zuweilen philosophische, wenn nicht sogar religiöse Züge an“, sagte Nils Brend. „Dann sag mir mal, was du auf dem Herzen hast.“

Regula zögerte ein wenig. Dann rang sie sich durch: „Wie ich die Sache sehe, werden sich unsere Wege trennen. Heute abend und an dieser Stelle.“

Nils verzog keine Miene und wartete, bis sie weiterreden würde.

„Da ist nämlich etwas, das ich dir noch nicht erzählt habe“, fuhr sie fort.

„Seit wann obläge uns auch die Pflicht, einander alles erzählen zu müssen?“ hielt er entgegen.

„Eben, das ist es ja“, sagte Regula und wurde dabei heftig, „wir gehen zusammen ins Bett, aber gehen keinerlei ernsthafte Verpflichtungen miteinander und füreinander ein! Wir setzen ein neues Leben in die Welt, aber tun, als ob nichts geschehen wäre, und leben jeder sein eigenes Leben ganz für sich weiter!“

„Ich steige noch nicht durch“, sagte Nils, „auf was willst du hinaus?“

„Mir ist klargeworden, daß grundsätzlich vor allem sexuellen Vergnügen die Verantwortung steht. Wir zwei haben alles, schlichtweg alles falsch gemacht . . .“

Nils lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. „Jetzt verstehe ich gar nichts mehr“, sagte er und schaute sie aus zusammengekniffenen Augen an. „Seit wann leidest du unter diesem moralisch-nostalgischen Rückfall in Ansichten aus Großmutterns Zeiten?“

„Seit Samstag“, antwortete sie.

„Wieso seit Samstag? Was ist denn am Samstag passiert?“

Wieder war auf ihrem Gesicht ein innerer Kampf abzulesen. „Da hab ich in der Innenstadt auf der Fußgängerzone eine Weile einem Offizier der Heilsarmee zugehört, wie er gepredigt hat. Und . . .“

„Jetzt sag nur noch . . .“, unterbrach Nils ihre Worte.

„. . . ja, genau das, was du wohl nicht gern hörst“, machte Regula unbeirrt weiter, „am Sonntagabend bin ich in die Friedrich-Ebert-Straße zur Heilsarmee gegangen und habe mich in den Gottesdienst unter die Kanzel

gesetzt. Es waren höchstens dreißig Leute da, ungefähr die Hälfte davon in Uniform. Derselbe Offizier hat wieder gesprochen. Und . . .“

Abermals wartete Nils schweigend, bis sie fortfahren würde.

„. . . und am Ende der Stunde“, sagte Regula, wobei sie tief Luft holte, „am Ende der Stunde habe ich in meinem Leben eine Wende vollzogen. Ich habe mich für den Glauben an Jesus Christus entschieden. Hier, dieses kleine Neue Testament habe ich noch am selben Abend vom Büchertisch im Saal der Heilsarmee gekauft. Seit ich angefangen habe, darin zu lesen, ist mir so vieles plötzlich klar geworden. Ich kann mein Leben nicht so weiterleben wie bisher.“

Nach einer Weile des Schweigens nahm Nils das Gespräch wieder auf. „Wenn ich ehrlich sein soll, dann muß ich zugeben, daß du mir mit dem, was du jetzt gesagt hast, ein wenig entgegenkommst.“

„Wie meinst du das?“

„Nun, wie du mich kennst, bin ich nicht der Mann, der an der Seite einer einzelnen Frau alt und grau werden könnte“, sagte er, „und nach dem, was du mir da soeben erklärt hast, sehe auch ich den Zeitpunkt gekommen, an dem sich unsere Wege trennen. Eins ist dabei klar: Wenn du das Kind bekommen solltest, würden wir die Frage des Unterhalts selbstverständlich dem Gesetz entsprechend regeln.“

„Danke, Herr Staatsanwalt“, sagte sie und quälte sich dabei ein Lächeln ab.

\*

Fünf Köpfe zählte die Runde am frühen Abend in der Küche des Frauenhauses. Sie hatten sich einen Kaffee gebraut. Ellen sog nervös an einer halben Zigarette und sagte: „Immer wenn Lillian Yoga trainiert hat, ist sie zwar äußerlich ganz ruhig und gelassen, aber sie hat dann nie alle Sinne recht beisammen . . .“

„Na ja, aber das Feuerchen“, sagte die Küchenfee, „hat

sie aber doch an der richtigen Stelle gelegt. Oder?“

„Eben nicht!“ fauchte Ellen. „Jetzt sind die Bullen allesamt gewarnt, und wir können nichts mehr machen. Ich hätte sonst diese Nacht eine Menge Plakatwände und Litfaßsäulen und obendrein die ganze STAREK in Flammen aufgehen lassen. Aber diese blöde Gans hat uns das alles vermässelt!“

Plötzlich horchten sie alle auf. Aus dem ersten Stock wurde eine Stimme laut. „Scheint Helma zu sein“, sagte eine der jungen Frauen.

„Steckt seit heute früh in 'ner großen Krise und hat sich volllaufen lassen“, bestätigte Ellen mit angewidertem Ausdruck im Gesicht und fügte hinzu: „... mit meinem Rotwein!“

Die Tür zu dem Zimmer, in dem Christiane am Tisch saß und Hausaufgaben für die Schule machte, öffnete sich, und Helma stand schwankend im Raum, nach wie vor die Rotweinflasche in der Hand. Kurz darauf stürmte Christiane hinaus, schwang sich auf ihr Mofa und knatterte davon.

\*

Herta Angersbach war müde und abgespannt. Trotzdem strahlte sie Ruhe und Zufriedenheit aus. Ihr Arbeitstag hatte es heute in sich gehabt.

Morgens hatte es bei der Familie Stahlert begonnen. Sie hatte der jungen Mutter mit ihren drei kleinen Kindern geholfen, die Wohnung zu putzen und die Einkäufe zu erledigen.

Ihren Mann hatte die Frau wieder bereits fünf Tage nicht gesehen. Er trieb sich zumeist bei den Pennern im Schloßpark herum und vertrank jeden Pfennig, dessen er habhaft werden konnte.

Das Geld vom Sozialamt reichte vorn und hinten nicht, so daß Herta beim Einkaufen meistens noch ein paar Mark von ihrer Rente drauflegte.

Am späten Vormittag war sie bei der alten, kranken Frau Ginsberg gewesen, um Staub zu wischen, Geschirr

abzuwaschen und einzukaufen. Die Gemeindeschwester hatte ihren Krankenpflegedienst bereits vorher abgeschlossen und war ihr in der Haustür begegnet.

Mittags, auf dem Weg von Frau Ginsberg zu den Ausländern im Asylantenheim hinter dem Busbahnhof, leistete sie sich als Mittagsmahl auf dem Markt ein Fischbrötchen und anschließend im nahegelegenen Kaffeeshop eine Tasse Kaffee.

Den Asylanten aus Afghanistan, Pakistan, Sri Lanka und Äthiopien brachte sie Traktate und Neue Testamente in ihren Heimatsprachen – die Schriften ließ sie per Post vom Evangelischen Ausländerdienst kommen –, und für die kleinen dunkelbraunen und schwarzen Jungen und Mädchen, die bei Tante Hertas Erscheinen losjubelten und sich sofort an ihren Mantel hängten, fischte sie vom Boden ihrer Tragetasche einige Süßigkeiten.

Nachmittags um halb vier hatte Herta im Gemeindesaal der Heilsarmee eine Frauenstunde zu leiten. Sechs Frauen im Alter zwischen 34 und 71 Jahren fanden sich ein.

Herta sprach mit ihnen über die beiden Schwestern Martha und Maria und das Wort Jesu Christi: „Martha, Martha, du hast viel Sorge und Mühe. Eins aber ist not. Maria hat das gute Teil erwählt; das soll nicht von ihr genommen werden.“

Unter anderem hatte Herta dazu gesagt: „Vor diesem Wort, liebe Schwestern, bin ich ganz klein und häßlich geworden. Ich habe selber zu oft die Neigung, zu viel Hin und Her und Wirbel zu machen und eine Martha zu sein. Wieviel wichtiger ist es doch, vor alle Arbeit und Geschäftigkeit das stille Hören auf das Wort unseres Herrn Jesu Christi zu stellen!“

Im Anschluß an die Frauenstunde hatte sich Herta mit einer jüngeren Heilsarmeesoldatin getroffen, um gemeinsam mit ihr erst im Stadtpark, dann in der Fußgängerzone der Innenstadt evangelistische Schriften zu verteilen und mit Menschen persönliche Gespräche über den Glauben zu führen.

Als sie sich gegen Abend auf den Heimweg machen wollte, war Herta das Obdachlosenasy! eingefallen. So

hatte sie ihre Schritte noch zu dem schmutzigen Haus am Rande des Gewerbegebiets Hüttenwiese gelenkt.

Dort traf sie zunächst nur zwei junge Männer mit schulterlangen Haaren, unrasierten Gesichtern und ziemlich abgerissener Kleidung an.

Als die beiden die Uniform der Heilsarmee sahen, ließen sie die Besucherin erst nicht zu Wort kommen. „Hau bloß ab, Omi“, sagte der eine, „wir brauchen keinen Gott und keine Heilsarmee!“

„Die Saison scheint für uns mal wieder gelaufen zu sein“, sagte der Heimleiter im Treppenhaus zu Herta. „Jetzt wird's draußen sonnig und warm. Prompt leert sich unser Haus. Dafür haben die Parks, die Brücken und die Baustellen wieder Hochkonjunktur.“

Erst zweihundert Meter von der Herberge entfernt traf sie einen in Richtung Asyl wandernden Tippelbruder, den sie etwa anderthalb Jahre zuvor einmal im Stadtpark getroffen und mit dem sie ein ausführliches Gespräch gehabt hatte. Ihn nahm sie mit zur nächsten Imbißstube, wo sie ihm eine große Portion Fritten mit Mayonnaise spendierte und ein paar Schriften mitgab.

Herbert erzählte ihr, in welchen Teilen Süddeutschlands er sich inzwischen herumgetrieben hatte. Den Winter über hatte er in einem warmen Knast in einer Stadt an der Donau verbracht. Jetzt steuerte er ein Nachtquartier im Obdachlosenheim an.

Auf Hertas Frage, wann er denn endlich seßhaft werden und mit der Sauferei aufhören wolle, antwortete der noch nicht 50jährige Mann in seiner typischen Berliner Mundart: „Nee, Müttchen, mir hältste nirgendwo lange fest. Ick bin nu mal so. Ick kann nich anders . . .“

Auf dem Heimweg traf sie in der Stadt noch etliche Bekannte, bei denen sie kurz stehenblieb. Von einem befreundeten Polizisten, der sich öfter mal sonntags abends in der Versammlung der Heilsarmee blicken ließ, erfuhr sie, daß das außergewöhnlich viele Heulen der Martinshörner an diesem Tag offenbar etwas mit den neuen Plakaten zu tun hatte, auf denen die Babygesichter und die angriffigen Worte zu sehen waren. Es seien nur Frauen,

die seelisch und nervlich ausflippten, sagte ihr der freundliche Beamte. Daher die vielen Notarzteinsätze mit Blaulicht und großem Lärm.

\*

„Deine Plakataktion scheint heftig eingeschlagen zu haben“, sagte die Telefonstimme. „Du wohnst da draußen im Grünen und hast wahrscheinlich von dem Rabatz hier in der Stadt nichts mitbekommen.“

„Ein wenig schon. In der Firma fielen plötzlich ein paar Mitarbeiterinnen aus. Liefen einfach davon. Aber weißt du mehr? Hast du irgendwelche Daten?“

Der Anrufer räusperte sich leise und sagte dann: „Wie wär's, wenn wir uns in einer halben Stunde, so gegen zehn, vor dem Hauptbahnhof treffen würden?“

„Warum das? Und warum ausgerechnet vor dem Hauptbahnhof?“

„Weil da die größte Anhäufung von Plakatwänden mit deinen Produkten zu finden ist“, antwortete die Stimme aus dem Telefon mit einem Anflug von Erregung, „und weil wir da am besten über das alles nachdenken können!“

„Gut – meine Frau und ich kommen.“

Die große Limousine rollte leise an und blieb in einem Parkstreifen stehen. Das Licht wurde abgeschaltet. Die Türen öffneten sich. Ein elegant gekleidetes Paar mittleren Alters stieg aus und schaute sich unauffällig um.

Im Bahnhofseingang herrschte noch schwacher Betrieb. In der hell erleuchteten Halle palaverte zigarettenrauchend eine Gruppe uniformierter junger Soldaten. Ein paar einsame Typen lungerten herum. Draußen stand in einer Nische, wo zwei Gebäude aneinanderstießen, wartend eine grell geschminkte Dame mit einem Handtäschchen unter dem Arm.

Der Mann und die Frau ließen ihre Blicke über den gesamten Platz schweifen und erkannten in der nächtlichen Beleuchtung die von den Plakatwänden herüberschauenden Babygesichter.

Um eine Straßenecke bog ein Sportmodell, kam auf sie

zu und hielt unmittelbar hinter der Limousine. Heraus sprang eine Athletengestalt mit Bürstenhaarschnitt, lederner Windjacke und messerscharf gebügelten Hosenfalten.

Er ging auf die beiden zu und gab ihnen die Hand. „Deine Einstellung zum Wort Gottes und damit zum Leben kenne ich ja“, wandte er sich an den Mann. „Aber ich hätte doch gern gewußt, was du dir im einzelnen bei der ganzen Sache gedacht hast.“

Der Angeredete antwortete sofort, wobei seine Frau ihn gespannt anschaute. „Ich wollte dieser aus Mördern und Mörderinnen zusammengesetzten Gesellschaft, in der wir zu leben haben, eine Gerichtspredigt halten!“

„Meinst du, dies wäre der richtige Weg gewesen?“

„Die Fachvorträge und Moralbotschaften des Weißen Kreuzes und der anderen Verbände sind gut und in Ordnung, aber es hört keiner darauf! Ich wollte es den Leuten so sagen, daß es sie wie ein Donnerschlag trifft – es geht um nicht mehr und nicht weniger als das Leben!“

„Der Donnerschlag hat ganz fürchterlich gekracht, mehr als dir lieb sein wird . . .!“

„Wieso?“ Die Frau klammerte sich erschrocken an den Arm ihres Mannes.

„Was denkt ihr wohl, was heute bei uns in der Kripo, zwei Etagen tiefer bei der Schutzpolizei und vor allem beim städtischen Krankentransport los war?“

„Was war denn los“, sagte der Mann ungeduldig, „erzähl weiter!“

„Es hat in unserer Stadt achtzehn vollendete und an die dreihundert versuchte Selbstmorde gegeben. Alles weibliche Personen!“

Die Frau stieß einen erstickten Schrei aus und drückte ihr Gesicht an die Schulter ihres Mannes, dessen Lippen plötzlich zitterten und der kein Wort mehr herausbekam. Der Kriminalbeamte fragte sich innerlich, ob die kalkweiße Gesichtsfarbe seines Gesprächspartners wirklich oder nur auf die fahle Straßenbeleuchtung zurückzuführen war.

die Hauswand gelehnt und die Sperrkette am Hinterrad bereits abgeschlossen. „Darf ich reinkommen, Oma?“

Ohne Widerstand ließ sie es sich gefallen, daß die alte Frau auf sie zustürzte und sie an sich drückte. In der Küche sagte Herta: „Kind, wie siehst du denn aus? Hast du geweint?“

„Während der ganzen Fahrt bis hierher“, gab Christiane zerknirscht zu.

„Kommst du jetzt gerade aus diesem Frauenhaus?“

„Ja.“

„Was ist denn gewesen? Hat man dir persönlich was Böses getan?“ wollte die Großmutter wissen.

Christiane saß auf ihrem Stuhl, starrte vor sich hin und schüttelte den Kopf. „Gestern noch erzählte sie mir, daß sie selber zweimal in ihrem Leben abgetrieben hat.“

„Von wem sprichst du, Kind?“

„Von Frau Amberger, meiner Religionslehrerin“, sagte Christiane, und die alte Frau sah, wie das Mädchen in Aufregung geriet. „Sie hat zwar eine eigene Wohnung in der Stadt, lebt aber auch bei uns im Frauenhaus. Heute morgen hat es sie wegen der Plakate erwischt, wie die meisten anderen bei uns auch. Nur sie benahm sich den ganzen Tag daneben.“

„Wieso benahm sie sich daneben“, wollte Herta wissen, „was hat sie denn gemacht?“

„Sie klaute sich bei Ellen, der Sozialarbeiterin, 'ne große Flasche Rotwein und rannte nur noch sternhagelvoll durchs Haus“, berichtete Christiane weiter. „Und vorhin, als ich in meinem Zimmer saß, da kam sie hereingewankt und . . .“

„Was denn und?“ hakte Herta nach.

Christianes ganzer Oberkörper wand sich hin und her, als sie den Kopf schüttelte. Sie suchte nach den richtigen Worten. „Ach, weißt du, Oma . . . Sie . . . sie war so furchtbar betrunken . . . und sie lallte so schreckliche Worte daher . . .“

„Was für Worte, Kind?“

„Sowas . . . sowas kann man nicht wiederholen!“

„Du mußt das aber loswerden, Mädchen! Ich will das nicht aus Neugier wissen. Mein Herz ist jetzt ganz beim Herrn Jesus. Und wenn du das, was dich so bedrückt, bei mir abgibst, dann gibst du es gleichzeitig beim Herrn Jesus ab!“

In Christianes Augen stiegen wieder die Tränen hoch, während sie erneut den Kopf schüttelte. „Nein! Da gehe ich nicht wieder hin! Nie wieder! Sag mal, Oma, kann ich ein paar Tage bei dir bleiben? Ich will ja auch wieder nach Hause – aber nicht sofort – laß mir ein wenig Zeit, bitte!“

„Selbstverständlich, mein Kind“, sagte Herta Angersbach. „Wir rufen deine Eltern nachher an, und dann bleibst du erst mal hier. – Aber nun komm zur Sache zurück. Willst du nicht sagen, was die Lehrerin von sich gegeben hat?“

Nach kurzem Zögern begann Christiane: „Sie kam schwankend herein, hatte noch die Weinflasche in der Hand und schrie mich an, wobei sie ganz undeutlich sprach. 'Bist du schon wieder an deiner Bibel?' Sie hatte mich am Sonntagmorgen beim Bibellesen draußen auf der Bank gesehen. 'Wenn diese Maria nicht . . .'" Christiane stockte.

„Sprich weiter, Kind“, sagte Herta leise.

Das Mädchen atmete tief durch, um sich zu überwinden. „Sie sagte dann etwas von Abtreibung . . .“

Herta schloß für einen Moment die Augen und sagte: „Vater im Himmel! Vergib dieser Frau, denn sie wußte nicht, was sie tat!“

Dann sagte sie zu Christiane: „Und deswegen bist du aus dem Frauenhaus weggelaufen und hierher gekommen?“

„Ja“, sagte Christiane, „und ich gehe da auch nicht wieder hin. Ich kann nicht!“

„Das ist in Ordnung“, sagte die Großmutter. „Und jetzt laß uns zuerst den Herrn um Vergebung und innere Reinigung bitten für das, was wir gerade vorher besprochen haben.“

Nach dem Gebet fragte Herta: „Wie werden wir denn nun deine Sachen aus dem Frauenhaus herausbekommen? Du brauchst doch deine Schultasche für morgen früh.“

„Was meinst du, könnten wir Vater nicht um den Gefallen bitten, daß er ins Frauenhaus geht und mir die Sachen holt?“

Herta ging ans Telefon und rief an. Sie bekam ihre Tochter an den Apparat und teilte mit, daß Christiane heimkehren, aber erst noch ein paar Tage bei ihr bleiben wolle.

Christianes Mutter war froh und einverstanden. „Und nun sei so lieb und gib mir mal deinen Mann an die Strippe“, bat Herta.

„Hör mal, Eduard. Laß dich von deiner Schwiegermutter heute abend um eine große Gefälligkeit bitten“, sagte sie, „und mach dich auf den Weg zum Frauenhaus. Dort forderst du die Sachen von Christiane heraus und bringst sie hierher zu mir. Würdest du so nett sein und das tun?“

Von der Seite her sagte Christiane: „Gib mir bitte mal den Hörer.“

„Hallo, Vater! Ich kann nicht mehr in dieses Frauenhaus gehen. Wenn du mir den Gefallen tun willst, dann komm erst hierher, damit ich dir meinen Personalausweis mitgeben kann. Andernfalls werfen die dich raus und du machst den Weg umsonst.“

Zehn Minuten später fuhr der Vater mit dem Auto vor. Er drückte Christiane kurz die Hand und sagte: „Hätten wir beide nicht gedacht, daß wir uns so schnell wiedersehen würden!“

Christiane erklärte ihm: „Am besten fragst du nach einer Frau Schoppmann. Die hat im Haus so ein wenig das Sagen.“ Dann rollte der Vater mit dem Wagen davon.

„Jetzt ändert sich in deinem Leben ganz viel“, sagte die Großmutter, als sie sich wieder zu Christiane an den Tisch setzte. „Du wirst Mutter und bekommst damit eine neue Lebensverantwortung.“

„Weißt du, Oma, ich habe schon in einem stillen Augenblick zu Gott gebetet und ihn im Namen Jesu um Verge-

bung gebeten für alles, was ich angestellt habe, das mit Gerd und so“, sagte Christiane, „aber ich bin noch nicht darüber hinweg, daß ich jetzt ein Kind bekommen soll. Warum hat Gott das zugelassen?“

„Grundsätzlich hält Gott sich an sein Wort und vergibt uns unsere Sünden, wenn wir sie bekennen“, antwortete Herta. „Aber in vielen Fällen hat unsere Sünde unwider-rufliche Folgen, mit denen Gott uns dann weiterleben läßt.“

„Ich will aber nicht damit weiterleben! Die Frau Amberger hat gesagt, wenn ich die Schwangerschaft beseitige, kann ich als ganz normales junges Mädchen unter meinen Freundinnen weiterleben!“

„Nun, wieviel die Ansichten von Frau Amberger wert sind“, konterte die Großmutter, „müßte dir inzwischen klargeworden sein.“

„Aber in dem Punkt“, meinte Christiane mit Heftigkeit, „hat sie doch irgendwie recht!“

„Wer abtreibt, wer damit ein Leben umbringt“, hielt Herta entgegen, „der hat nie recht, niemals! Er wird sich dafür vor Gott zu verantworten haben.“

„Aber, Oma“, entrüstete sich Christiane, „woher nimmst du die Behauptung, daß das bißchen schleimige Masse, welches sich in mir täglich ein wenig ausdehnt, jetzt schon 'ein Leben' genannt werden kann?“

„Wer ein Leben nicht von Anfang an als ein Leben anerkennt“, sagte Herta, „der erkennt es auch nicht zum Ende hin an und bringt ohne Hemmungen alte Menschen, wenn sie schwach geworden sind, als 'wertlos' um. Ein Leben gilt als Leben von dem Augenblick an, da es lebt, und bis zu dem Augenblick, da es aufhört zu leben. Das ist absolut logisch. Und deine Lehrer auf der Penne haben dir doch beigebracht, so viel von Logik zu halten!“

„So magst du das sehen“, gab Christiane in sanfterem Ton zurück, „aber ist und bleibt das nicht alles doch Ansichtssache?“

„Damit redet sich jeder heraus, wie's ihm paßt“, ereifer-te sich die Großmutter, „aber vor Gott wird es am Ende

keine Ansichtssache mehr geben! Auch nicht die Ansichtssache, ob es ihn gibt oder nicht! Er behält das letzte Wort, wenn er uns zur Rechenschaft zieht. Und das wird er tun! In dem Augenblick, in dem der Samen eines Mannes in deinem Leib mit deinem Samen verschmolzen ist, ist ein neues Leben entstanden, das du nur noch auszutragen und auf die Welt zu bringen hast, über das du aber nicht mehr nach eigenem Belieben verfügen kannst! Denn dieses neue Leben liegt, wie jedes andere Menschenleben auch, ab sofort in Gottes Hand.“

„Auch das Leben eines Atheisten – wie zum Beispiel Frau Amberger?“

„Damit erzähle ich dir doch nichts Neues, daß Gott uns allen die Entscheidungsfreiheit geschenkt hat“, antwortete Herta Angersbach. „Wenn sich ein Mensch gegen Gott entscheidet, trägt er die Folgen. Wenn sich ein Mensch für Gott entscheidet oder vom falschen Weg zu Gott zurückkehrt, dann gilt in seinem Leben das Wort des Paulus, daß 'denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen'. Das betrifft auch dich und das Kindchen. Was jetzt in dir heranwächst, ist nach Gottes Schöpfungsplan bereits bis in alle Einzelheiten festgelegt. Was für uns wie schleimige Masse aussieht, ist schon ein fertiger Mensch. Vom Tag der Zeugung an steht fest, ob es ein Junge oder ein Mädchen werden wird und welche körperlichen und charakterlichen Eigenschaften dieser Mensch mit auf die Welt bringen wird.“

\*

Eduard Elskamp bog hinter dem letzten Haus der Wiesenstraße um die Kurve und sah von weitem die Mauer, die den Park mit den schönen hohen Bäumen und der alten Villa einfaßte. Beim Herannahen fiel ihm ebenfalls im Scheinwerferlicht auf der dem Eingangstor gegenüberliegenden Straßenseite der verkohlte Überrest von irgendetwas auf, das niedergebrannt sein mußte.

Als er durch die Toreinfahrt rollte, mußte er hart in die Bremsen treten, um nicht auf zwei im Park stehende Autos aufzufahren. Ein kleines Stück weiter, dicht am Haus, stand ein dritter Wagen.

Elskamp schloß seine Autotür ab und ging im Schein einer an der Villa befindlichen Lampe auf die Eingangstür zu, aus der zu seiner Überraschung zwei Männer traten. Die hielten ihn an und fragten, was und zu wem er wolle.

„Ich möchte eine Frau Schoppmann sprechen“, antwortete er.

„Dürfen wir fragen, aus welchem Grund und zu welchem Zweck?“ fragte der eine weiter.

Eduard Elskamp ärgerte sich ein wenig und sagte: „Darf ich wissen, was Sie zu solchen Fragen berechtigt und veranlaßt?“

Einer der Männer zog einen Ausweis aus der Tasche und sagte: „Kriminalpolizei.“

„Aha, verstanden“, sagte Elskamp. „Meine Tochter, sie ist erst 18 Jahre alt, wohnte hier ein paar Tage und hat dieses Haus heute am frühen Abend wieder verlassen. Nun hat sie mich gebeten, hier ihre persönlichen Sachen für sie abzuholen. – Aber darf ich trotzdem noch einmal fragen, wozu Sie hier sind? Ist etwas passiert?“

„Ja, das ist es“, antwortete einer der Beamten, „aber mehr können wir Ihnen nicht sagen. Die Frau Schoppmann werden Sie wohl kaum sprechen können. Sie wird gerade noch vernommen. Außerdem ist sie ziemlich aufgelöst und für Sie mit einiger Sicherheit nicht ansprechbar.“

„Was wollen wir denn nun machen? Wie komme ich mit meinem Anliegen weiter?“ fragte Elskamp.

Der andere Kriminalbeamte schlug einen höflicheren Ton an: „Können Sie sich irgendwie, nicht nur persönlich, sondern auch als Vater der jungen Dame, die hier gewohnt hat, ausweisen?“

Sofort zog Elskamp beide Personalausweise aus der Tasche, den eigenen und den von Christiane, und zeigte sie vor. Der Beamte nahm sie und ging damit ins Haus.

Nach einer Weile kam er in Begleitung einer hoch aufgeschossenen hellblonden Frau heraus.

Sie stellte sich Eduard Elskamp vor: „Ihre Tochter kennt

mich als Anke. Wollen Sie mit mir hinauf in das Zimmer gehen, wo Christiane gewohnt hat? Dann können Sie dort alles, was ihr gehört, zusammensuchen und mitnehmen.“

Der Kriminalbeamte schaltete sich ein: „Ich kann mich darauf verlassen, daß Sie nur das Treppenhaus und dieses eine Zimmer betreten und keinen einzigen Raum sonst?“ Die beiden versprachen es.

In dem Zimmer im ersten Stock war es für Eduard und die blonde Anke nicht schwer, Christianes Habseligkeiten schnell zusammenzupacken.

Dann setzte sich Elskamp auf einen Stuhl und fragte: „Sagen Sie, was ist passiert?“

„Kann ich Ihnen kurz und schmerzlos mitteilen“, sagte Anke, wobei ihre Stimme einen harten Klang annahm. „Hier hat sich heute abend jemand aufgehängt . . . auch noch ausgerechnet eine Religionslehrerin!“

\*

Christiane und Herta sahen an Vater Eduards Gesicht, als er hereinkam und die Taschen abstellte, sogleich, daß etwas nicht stimmte.

Er blieb mitten in der Küche stehen, schaute die Schwiegermutter und die Tochter an und sagte: „Im Frauenhaus ist etwas Schlimmes passiert. Frau Amberger ist tot. Sie hat sich in der Dunkelheit draußen im Park an einem Ast der Rotbuche erhängt . . .“

Herta schloß wieder für einen Moment die Augen. Christiane starrte den Vater aus weit aufgerissenen Augen an. Beide sagten nichts.

Er drückte beiden die Hand und sagte: „Gute Nacht!“ Dann fuhr er heim.

Das Mädchen stützte den Kopf auf die Hände und konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen.

Die Großmutter ging wortlos nach nebenan und begann, zwischen Schlafraum und Wohnzimmer hin und her zu laufen, um ihrer Enkelin auf der großen Couch für

die Nacht ein Bett herzurichten.

Ihre Religionslehrerin hatte sich umgebracht! Langsam kehrten bei Christiane die Gedanken wieder zurück. Sie erinnerte sich, daß Helma Amberger nicht selten aus dem eigenen Leben erzählt hatte.

So klar, wie bei Christiane draußen auf der Bank im Park des Frauenhauses, hatte die Lehrerin ihre wahren Ansichten nie kundgetan. Vor einer Schulklasse hatte sie ihre Aussagen zumeist als kleine dialektische Kunstwerke gestaltet.

Das hatten die älteren Schüler bald herausgefunden: Frau Amberger wußte mit viel Bildung und manchen intellektuellen Tricks zu imponieren. Aber niemand wußte je, woran er bei ihr wirklich war.

Nur dann und wann hatte die Lehrerin, die gerade die dreißig überschritten hatte, mit kurzen Randbemerkungen die Katze aus dem Sack gelassen.

„Merkt euch das ein für allemal“, war einer der Sätze gewesen, die bei einigen Schülern sehr tief hängengeblieben waren, „daß Glaube und Theologie prinzipiell nichts miteinander zu tun haben!“

Aus dem Studium hatte sie einmal erzählt, daß ihre Professoren sich gerühmt hätten, „dritte Bultmann-Generation“ zu sein.

Und dabei hatte diese Frau, ihren eigenen Berichten nach, so gut angefangen. Aufgewachsen war sie draußen in einem Vorort der Stadt und dort als Kind jahrelang in die Sonntagsschule der Evangelischen Gemeinschaft gegangen.

Später hatten die Frauen, die den Kindern mit viel Liebe die Grundlagen des Wortes Gottes vermittelt hatten, die aufgeweckte Helma gebeten, selber die Sonntagsschularbeit an den kleineren Kindern fortzusetzen. So war sie in diesen Dienst hineingewachsen, bis sie nach dem Abitur Theologie studierte.

Danach hatte Helma Amberger über die geistliche Seite ihrer Kindheit und Jugend, insbesondere über die Sonntagsschule und ihre Leiterinnen, kein freundliches Wort

mehr übriggehabt.

Und vor allem dies war Christiane, die aus einem halbwegs bibelfesten Elternhaus kam, mehrfach aufgefallen: Frau Amberger war imstande, über Gott und die Welt und Philosophie und Soziologie und alles nur Erdenkliche zu diskutieren, aber die Bibelkenntnis dieser theologisch geschulten Religionslehrerin war gleich Null.

Und erst einen Tag zuvor hatte Christiane aus Frau Ambergers Mund ein persönliches Bekenntnis gehört, ein schwerwiegendes Schuldbekenntnis, offenbar ohne jedes Schuldbewußtsein. An den Plakaten aber schien es zu liegen, daß womöglich ein Schuldbewußtsein in ihr hochgestiegen war. War der Weg in den Tod, den sie gewählt hatte, vielleicht ihr letztes großes Schuldbekenntnis?

An diesem Punkt wagte Christiane nicht, weiterzudenken. Immer noch klammerte sie sich an den Wunsch, ihren eigenen Zustand, die Folgen ihres eigenwilligen Weges, ungeschehen zu machen.

Die Großmutter kam wieder herein und fragte: „Hast du überhaupt schon zu Abend gegessen?“

Christiane schüttelte den Kopf und sagte: „Ich mag auch nichts mehr . . .“

„Kein Wunder, wenn einem bei sowas der Appetit vergeht“, sagte Herta trocken, „aber ein wenig müßtest du noch essen, Kind!“ Christiane lehnte ab.

„Setz dich noch einmal zu mir, Oma“, bat sie, „ich hab dich noch was zu fragen.“

Herta setzte sich an den Tisch auf die gegenüberliegende Seite und schaute dem Mädchen gradeaus ins Gesicht.

„Sag mir eins: Gilt das, was du vorhin über die Anerkennung des Lebens von Anfang an gesagt hast, auch dann, wenn dieses neue Leben durch . . . durch eine . . . Vergewaltigung entstanden ist?“ fragte Christiane.

„Ist das jetzt 'ne griffige Ausrede“, fragte Herta, „die sie dir im Frauenhaus beigebracht haben, oder hast du etwa . . .?“

„Ja, leider. Ich habe das erlebt“, sagte Christiane bitter,

wobei ihre Blicke immer noch auf die Tischdecke gerichtet waren. Dann mußte sie der Oma in kurzen Zügen erzählen, was ihr vor Wochen im Tiergartenwald passiert war.

Herta hörte ohne sichtbare innere Regung zu. Christiane schloß ihren Bericht mit der Frage: „Hab ich da nicht ein Recht, vielleicht sogar die Pflicht, das, was ich nie haben wollte, loszuwerden?“

Die Großmutter gab zunächst keine Antwort. Nach einer Weile holte sie tief Luft und sagte: „Gut, Kind. Eines Tages hättest du es vielleicht sowieso erfahren. Ich will dir ein Familiengeheimnis mitteilen. – Mir ist so etwas auch geschehen. Opa und ich hatten im Krieg geheiratet, daheim in Breslau. Unser Eheglück dauerte nur drei Wochen. Dann wurde er eingezogen. Ein Jahr später kam der Zusammenbruch. Die Flucht begann. Irgendwo auf einem Bauerngehöft im Erzgebirge, wo ich mit meinen Eltern, zwei Schwestern und mehreren anderen Flüchtlingen auf dem Heuboden eines Stallgebäudes übernachtete, wurden wir von russischen Truppen überfallen und bekamen bis auf unsere zerlumpten Kleider alles, alles abgenommen. Meine Schwestern und mich – Marianne, unsere Jüngste, war erst fünfzehn – zerrten die Kerle mit in den Wald, der gleich hinter dem Grundstück begann, und wir mußten's aushalten . . .“

Herta hielt sich den Kopf mit beiden Händen. „Ich höre heute noch Mariannes Schreie . . .“

Christiane atmete schwer. Plötzlich spürte sie, wie sie am ganzen Körper zitterte. „Und dann?“

„Danach merkte ich, daß ich schwanger war“, erzählte die Großmutter weiter. „Mein Kind bekam ich in einem Flüchtlingslager im Sauerland. Dieses Kind ist deine Mutter!“

Lieber Leser,

wenn Sie Fragen zu diesem Buch haben, antworten wir Ihnen gerne. Sie können sich an den Verlag oder auch an den Autor dieses Buches wenden.

Kontaktadresse: Christliche Literatur-Verbreitung e. V.  
Postfach 1803  
4800 Bielefeld 1

Die Mitarbeiter  
des Verlages